



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Dona Francisca

Bühler, Fritz

Berlin-Wilmersdorf, [1919]

urn:nbn:de:gbv:46:1-13991

Dona Francisca

70 Jahre deutscher
Kulturarbeit in Brasilien



Von
Fritz Bühler

datacolor



b

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Dona Francisca

70 Jahre deutscher
Kulturarbeit in Brasilien

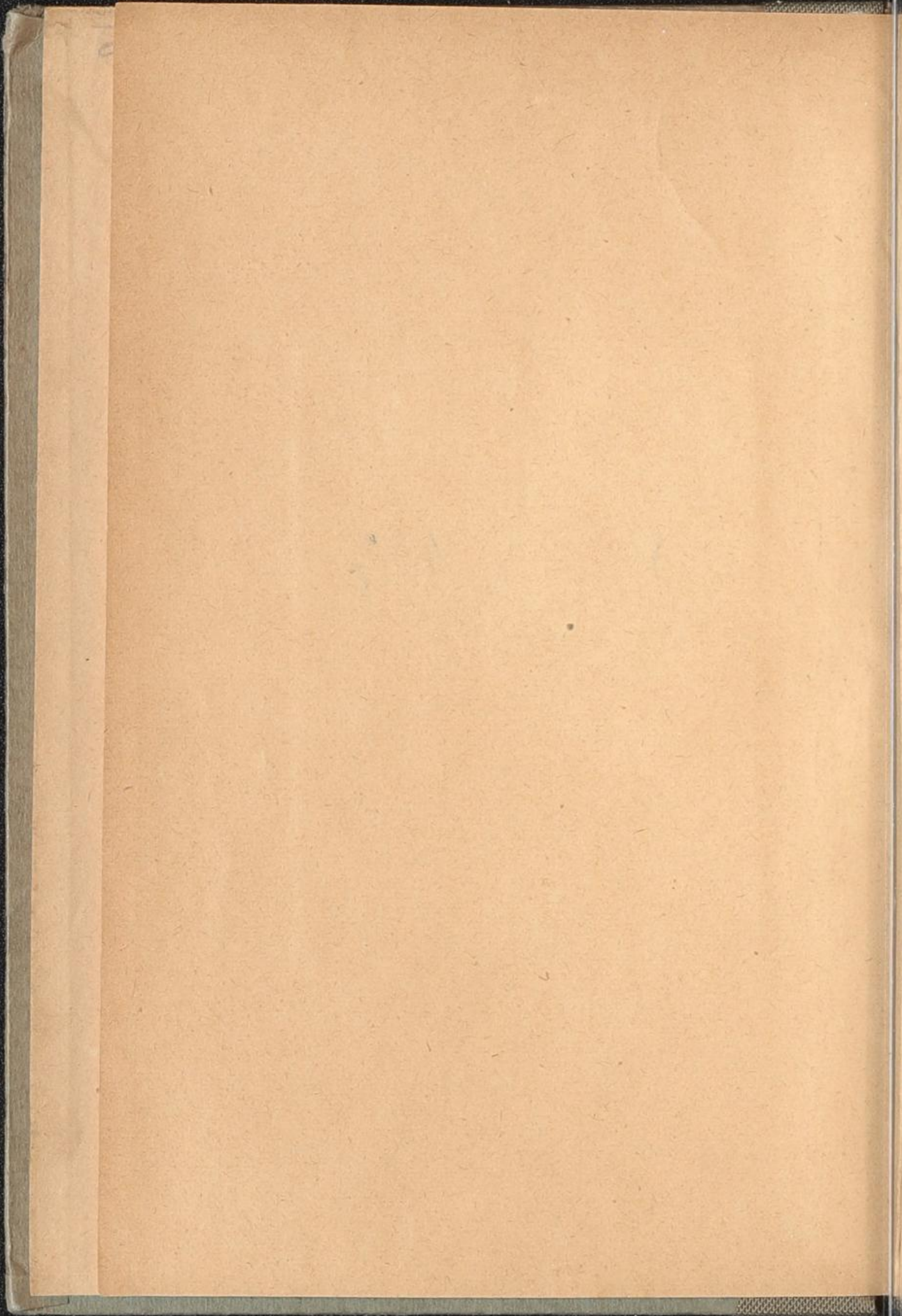


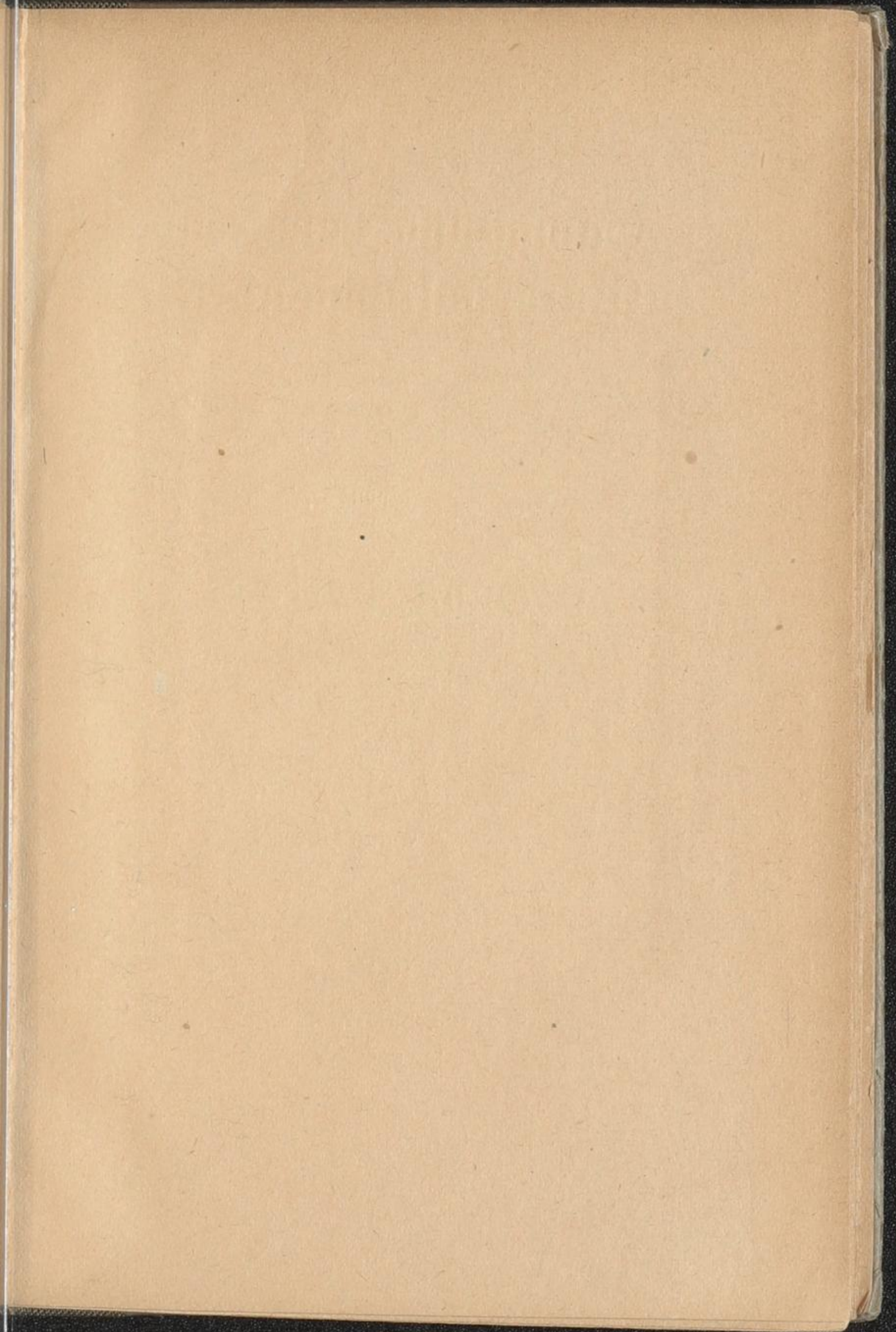
Von
Fritz Bühler

~~o 174 48~~

12 -

V. 2. . . 4927





Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften

begründet und herausgegeben

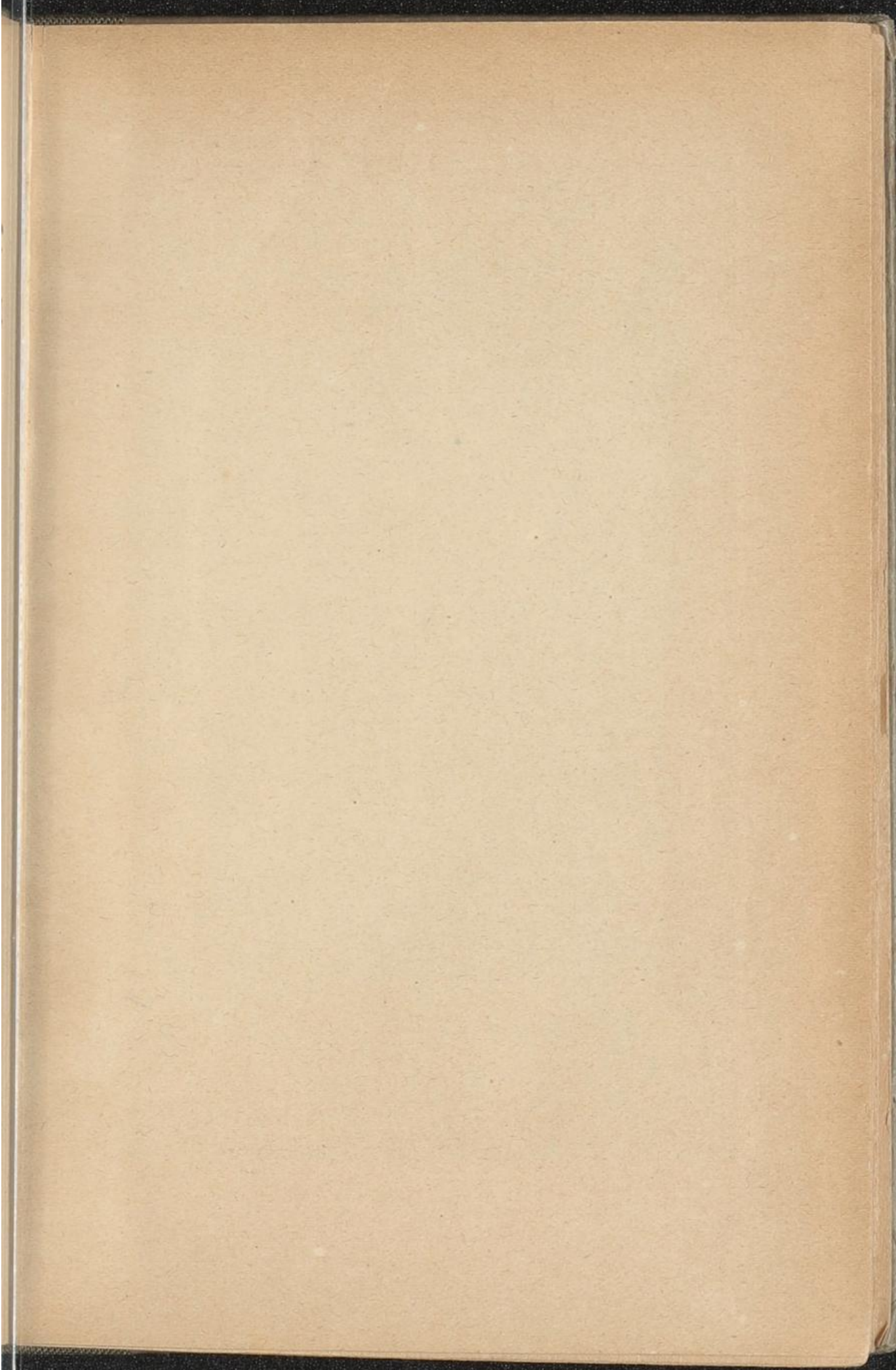
von

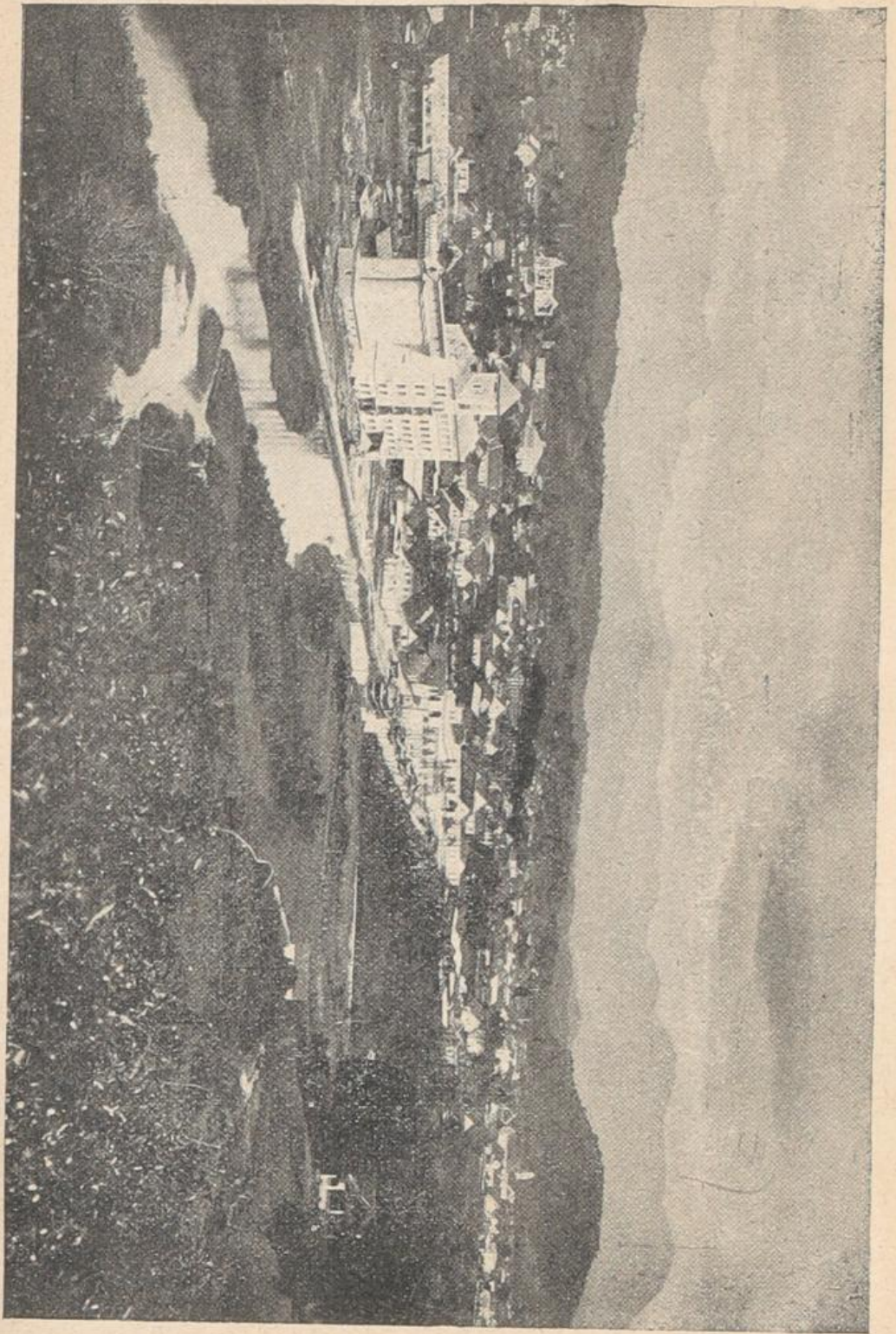
Hans Bollmer



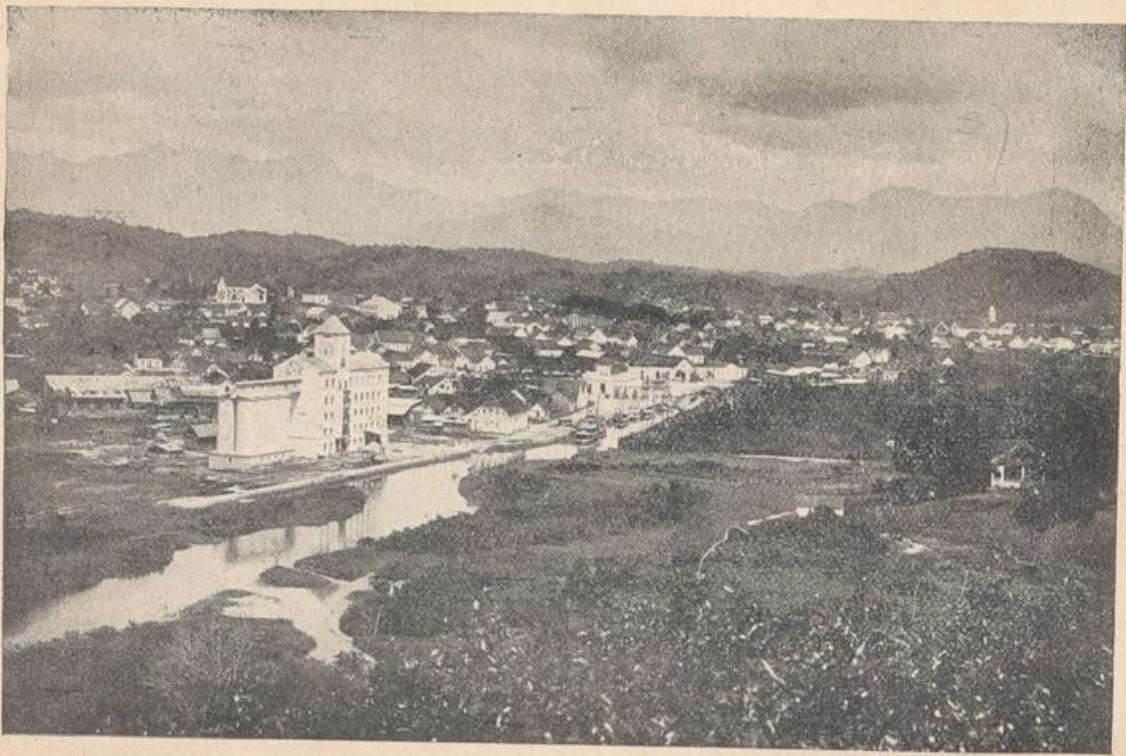
Band 61







Soimville, 1914.



Joinville 1914.

Dona Francisca

70 Jahre
deutscher Kulturarbeit in Brasilien
im Staate Santa Catharina

von

Fritz Bühler,
Pastor der luth. Gemeinde in Joinville.

Mit 15 Abbildungen nach Photographien und 1 Karte

1922:37
Berlin-Wilmersdorf
Hermann Paetel Verlag
G. m. b. H.



V. 2. c. 4927

Alle Rechte vorbehalten

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen,
sind zu richten an Realschuldirektor a. D. Prof. Lic. Hans
Bollmer, Groß-Hansdorf-Schmalenbeck Bez. Hamburg.
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für
eventuelle Rücksendung beizufügen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort: Allgemeines über Brasilien und das dortige Deutschtum	8
I. Die Gründer der Kolonie. Die Lage des Geländes	9
II. Die Namen der Kolonie und des Stadtplatzes	11
III. Die Einwanderer nach Herkunft und Stand	14
IV. Der subtropische Urwald und seine Lebewelt	16
V. Ankunft, Unterbringung und Ansiedlung der Kolonisten im Wald	27
VI. Von der ersten Pflanzung bis zum schuldenfreien Besitz	37
VII. Irdisches Brot und geistige Not. Hilfsversuche und Selbsthilfe	39
VIII. Die Notlehrer- und die Falschpfarrer-Not	47
IX. Der Kirchbau und der Kampf um die heiligsten Güter	50
X. Die erste ordentliche Schule am Stadtplatz	52
XI. Wie die Deutschen Fremdbürger wurden	54
XII. Das Luthertum erhält das Deutschtum	55
XIII. Miterhalter sind gemeinnützige und gesellige Vereine und die deutschen Zeitungen	57
XIV. Die Abwanderung und deren Nutzen	60
XV. Die fünfzigjährige Selbstverwaltung	63
XVI. Friedhöfe und Blumentrost	65
XVII. Die goldenen Jubiläen	68
XVIII. Erster und dauernder Eingriff der Regierung in die Verwaltung	70
XIX. Kritische Zeiten für die Schulen	73
XX. Der Glaube an die „Deutsche Gefahr“ und Brasiliens Kriegsmaßnahmen	76
XXI. Die Gefahren des politischen Deutschtums	79
XXII. Korrekte Deutschtumspflege	81
XXIII. Kirchliches	85
XXIV. Deutsche Opferwilligkeit	88
XXV. Bisheriger Wert des Auslandsdeutschtums	92

	Seite
XXVI. Das herrliche Joinville, ein Denkmal deutschen Fleißes	95
XXVII. Der Zukunftswert des Deutschtums im Ausland	104
XXVIII. Deutschlands innere und äußere Gegenpflichten	108
XXIX. Ewig gelte „Ein Deutscher bleibt ein Deutscher“	112
XXX. Unsere Kinder werden wieder den Sonnenschein guter Zeiten sehen	115
XXXI. Das deutsche Volk kann nicht untergehen	117
XXXII. Ratschläge für solche, die auswandern wollen	119
Schlußwort	125

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Titelbild: Joinville (1914). 2. Blick in den Urwald. 3. Anfang im Urwald. 4. Kolonistenanwesen am Gebirgsfuß (Serrastraße Kilometer 23). 5. Waldfällen. 6. Seehafen São Francisco do Sul. 7. Bai zwischen São Francisco und Joinville. 8. Gartenstadt Joinville. 9. Die Deutsche Vereinschule in der Vorstadt Catharinenstraße. 10. Der Altarraum der luth. Kirche. 11. Palmenallee mit prinzlichem Palais. 12. Villa São Bento (Hochland). 13. Kolonie Hansa Humboldt-Joinville. 14. Stadtgarten in Joinville, angelegt von zwei alten deutschen Herren mit Mitteln des Verschönerungs-Vereins. 15. Deckelbild. Einfahrt in die Bai von Joinville.

Anhang: Karte der Kolonie Dona Francisca mit den Hauptstraßen, Stadtplan und Situationskärtchen.

Vorwort.

Allgemeines über Brasilien und über das dortige Deutschtum.

Brasilien, das 16 mal größer ist als Deutschland, ist sehr menschenarm. Schätzungsweise — die Indianer mitgerechnet — zählt man 22 Millionen Einwohner, die sich aus vielen Rassen und Mischrassen zusammensetzen. Herrschend sind die Portugiesen, und ihre Sprache ist die Landessprache. Eng verwachsen mit der portugiesischen Rasse ist die der Neger infolge dauernder Blutvermischung. So ist der meist sehr intelligente und gesunde Mulatte dort in jeder Gesellschaftsschicht anzutreffen, zumal das gastliche und freie Brasilien jedem seiner Bürger vollkommen gleiche Rechte einräumt. Unter der brasilianischen Nation haben wir zu verstehen die seit alters miteinander verwachsenen Portugiesen, Neger und die von diesen, wie auch von den früher unterjochten Indianern stammenden Mischlinge.

Als willkommene Gäste sind auch kleinere Teile europäischer Kulturnationen dort angesiedelt und teils durch persönlichen Anschluß teils durch Geburt in die brasilianische Nation eingebürgert. Als Bürgern des Landes steht ihnen, ohne Unterschied ihrer Abstammung,

der Weg offen zu sämtlichen, z. T. recht einträglichen Staatsämtern. Einzig ausgenommen ist nur der Posten des Bundespräsidenten, auf den nur ein in Brasilien geborener Bürger berufen werden kann. Durch Einwanderung hinzugekommene Bürger werden nach ihrer Abstammung bezeichnet, d. h. nicht als reine „Brasilianos“ angesehen, sondern z. B. bei Herkunft aus Portugal-Lusitanien: „Lusobrasileiros“, aus Italien: „Italo-brasileiros“, aus Deutschland: „Teutobrasileiros“ und so fort. Es ist aber im Interesse der brasilianischen Nation sehr zu wünschen, daß die Tausende, seit einem Jahrzehnt auf die Kaffeepflanzungen eingeführten Japaner und Chinesen, die meistens in die Städte verziehen und eine unerträgliche Konkurrenz werden für den Handel und das Handwerk der weißen Rassen, nicht auch noch durch Einbürgerung oder gar Vermischung in dieselbe aufgehen.

In diesem Buch soll nun allein die Rede sein von Deutschen, die nach Brasilien zugewandert oder dort geboren sind, und zwar insbesondere von denen, die über São Francisco do Sul in die Kolonie Dona Francisca einwanderten. Es ergibt sich dabei ganz von selbst ein Stück Spezialgeschichte dieser Kolonie. Damit mag einem bisherigen Mangel abgeholfen werden, weil der Leser auf diese Weise einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben unserer Volksgenossen gewinnt, als ihm dies die Bücher gestatten, die entweder von flüchtig durch Brasilien reisenden Leuten geschrieben wurden, oder in denen zu weitgehende Rücksicht auf das Allgemeine genommen wird.

Beide Richtungen bleiben notwendig an der Oberfläche haften.

Auch wir werden hin und wieder den Spuren der vielen Abwanderer folgen und dabei erschreckende Tiefblicke tun in die grenzenlose Verlassenheit unserer Landsleute in anderen Walddistrikten.

Der Schreiber dieses Buches ist vorerst nur von 1898 bis 1914 in Brasilien gewesen. Er gedenkt aber demnächst wieder dorthin zurückzukehren und bis an sein Lebensende seiner Gemeinde ebenso treu zur Seite zu stehen, wie sie während des langen Krieges treu zu seiner Familie stand.

Seine Schilderungen aus der Werdezeit deutscher Kolonien gründen sich aber auf die mündlichen Berichte alter Pioniere und auf Aktenmaterial, das er durch rechtzeitige Sammlung in das Gemeindegarchiv vor dem Untergang retten durfte. Auch hat ein 16jähriges Amtsleben in Stadt, Land und Urwald, verbunden mit vielen Reisen, ihn in die Lage versetzt, die Richtigkeit der empfangenen Berichte praktisch nachzuprüfen, weil jede neue Urwaldrodung bis zu einem gewissen Grade ein Wiedererleben jener alten Zeit bedeutet.

Um aber das Allgemeine möglichst vorwegzunehmen, sei hier mitgeteilt, daß zwar schon zu Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Deutsche in den Provinzen Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul angesiedelt worden sind; aber ein ausgiebig starker Auswandererstrom, der Tausende von deutschen Familien nach Brasilien brachte, setzte erst um die

Jahrhundertmitte ein; er wurde nur durch den Krieg von 1870/71 kurz unterbrochen und hielt dann bis hoch in die achtziger Jahre an. Das Menschenmaterial, das in jenen 35 Jahren hinauskam, war durchschnittlich bestgeeignet für die Ansiedlung im Urwald. Das Übergewicht hatten die Armen vom Lande, die von Haus aus an schwerste Arbeit gewohnt waren und zugleich auch die großen Entbehrungen der ersten Jahre ertragen konnten.

Wer im Urwald etwas werden und vorwärts kommen will, darf keine besonderen Ansprüche an das Leben stellen und muß gewillt sein, in vielen Stücken umzulernen.

Was dann sonst noch zur Vervollständigung einer Kolonialbevölkerung gehört, nämlich: Kaufmannschaft, Doktor, Apotheke und Vertreter des Handwerks, findet sich immer zur rechten Zeit hinzu und läßt sich am Stadtplatz nieder.

Der eigentliche Boden für die deutschen Ansiedler liegt im Süden Brasiliens, in den Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná, die alle drei in der beginnenden südlich gemäßigten Zone liegen. Dort können sie ganz unbeschadet ihrer Gesundheit auch den schwersten Arbeiten obliegen. Wohl gibt es auch vereinzelte deutsche Bauernkolonien in Mittelbrasilien und kleinere Kaufmannskolonien in den Hafenstädten, selbst auch in Nordbrasilien; aber das Hauptgewicht der Kolonisation durch Deutsche ist nur in Südbrasilien zu suchen. Hier wohnen sie und ihre Kinder in geschlossenen Waldkolonien und auch in

schönen Dörfern und Städten, die von ihnen gegründet und ausgebaut sind. Durch ihren unermüdllichen Fleiß ist der Urwald weithin gelichtet und das Gelände in einen herrlichen Garten verwandelt worden. — Den Deutschen ebenbürtig sind die Scandinavier. Sie sind aber in so geringer Anzahl in den brasilianischen Wald gekommen, daß sie nur in engster Anlehnung an die Deutschen sich durchsetzen konnten. Sie haben sich bei der Gleichheit der Religion unseren lutherischen Gemeinden angeschlossen und ihre Kinder in unsere Schulen geschickt und sind so unter Deutschen deutsch geworden.

Auch der Italiener ist als Kolonist durchaus tüchtig. Doch kam er, wie so manche Vertreter anderer Völker, erst dann in den Wald, als er von den Deutschen aufgeschlossen war. Auch liebt er es, nach einigen arbeitsreichen und sparsam verbrachten Jahren alles zu verkaufen und mit seinem Gelde nach Italien zurückzukehren, um später womöglich in gleicher Absicht wiederzukommen. Der Deutsche dagegen ist seßhaft und entwickelt mit seinen Ersparnissen industrielle Unternehmungen aller Art. So hilft er mit am Aufbau seines neuen Vaterlandes und zählt zu dem steuerkräftigsten Bürgertum, auf das sich das Gemeinwesen unbedingt verlassen kann. Es darf ohne Bedenken gesagt werden: Ohne der deutschen Kolonisten Fleiß und Schweiß läge der Süden Brasiliens noch in den Armen des Urwalds, und die Indianer trieben noch Jagd und Fischfang bis an's Meer.

Deswegen soll von der hervorragenden Kultur-

arbeit der Deutschen allein die Rede sein in diesem Buch. Die Kleinmalereien in dem zu zeichnenden Bilde werden den Leser kaum ermüden, sondern eher ermuntern, unserer deutschen Brüder Ringen und Durchhalten, deren Glück und Not klar anzuschauen und ihnen Bewunderung und Mitleid zu erkennen zu geben.

Um aber jedem Irrtum vorzubeugen und jede falsche Verquickung auszuschließen, sei ausdrücklich bemerkt, daß hier vorwiegend die Rede sein wird von einem unpolitischen, jedenfalls nicht deutschpolitischen deutschen Volkstum in Brasilien. Die große Masse hat durch Schuld der Heimatstaaten die heimische Staatsangehörigkeit für immer verloren und darum in Brasilien sich ohne weiteres einbürgern lassen; die Kinder sind durch Geburt mit ihren Eltern Teuto-brasileiros. Wollen sie nun weder sich noch dem Deutschen Reich Schwierigkeiten bereiten, so dürfen sie auch keine deutschnationale Politik treiben und müssen doch als schätzenswertes Glied unseres Volkes gelten, dem wir helfen dürfen, sollen und müssen zur Erhaltung in seiner Volkseigenart.

Auch diejenigen Deutschen in Brasilien, die Reichsbürger geblieben sind, sollten sich jeder Politik enthalten, die dort verlegt, wo sie als Gäste weilen. Nur unter Ausschaltung solcher Politik können wir dort zu unseres Volkes und zu des deutschen Vaterlandes Nutzen etwas schaffen und erreichen.

Unter diesem Gesichtspunkt fassen wir die Deutschbrasilianer und die Reichsdeutschen zusammen in den Sammelnamen: „Deutschtum im Auslande“.

Beiden suchen wir zu dienen mit den geistigen und geistlichen Kulturgütern, die unserer Nation vorzugsweise anvertraut sind.

Von den Gefahren des politischen Deutschtums ist später die Rede.

Das Klima in Südbrasilien ist subtropisch. Der Sommer ist ganz tropisch, weil dann der Wendekreis unser Äquator wird und die Sonne uns auf dem Scheitel steht. Gibt es aber im April nur 14 Tage bis drei Wochen Regen, dann wird die glühend heiße Erde abgekühlt, und die nach Norden entweichende Sonne verliert etwas an Brennkraft. Sie kann nur noch an hellen Tagen zwischen 10 und 3 Uhr sommerwarm strahlen; aber die übrigen Tagesstunden bringen uns angenehme Abkühlung. An Wärme-graden überbietet unser Winter zwar den deutschen Frühling und Sommer; wir aber frieren viel, weil wir durch die Sommerhitze verweicht sind.

In den Subtropen treten uns nur die Gegensätze zwischen Sommer und Winter entgegen, während wir von Frühling und Herbst kaum etwas merken, es sei denn, daß wir das ganze Jahr als Frühling ansehen wollen, weil es tatsächlich keine Zeit ohne Blumen und Blüten gibt, man also immer Rosen hat und die Bienen jederzeit Honig einheimen können; oder daß man das ganze Jahr als Herbst einschätzt, weil es ebensowenig je eine fruchtlose Zeit gibt wie eine, in der man nicht pflanzen könnte. Es ist dort immer irgendwelche Erntezeit. Im Winter gedeihen dort alle deutschen Gemüsearten und neben der tropischen auch

die europäische Blumenwelt; auch die herrlichsten Pfirsiche sind eine Winterfrucht. Der Sommer läßt um der Hitze und der Gewitter willen keinerlei Gemüsebau zu, ist aber der Reife aller Tropenkulturen, wie Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle u. dergl. förderlich. Ihm verdanken wir auch all die köstlichen Südfrüchte, von denen ich um der vielen unbekanntenen Namen willen nur die Feigen, Orangen und Bananen nennen will; letztere liefern uns übrigens das ganze Jahr hindurch Früchte. Auch unsere, die Kartoffeln ersetzenden, sehr nahr- und schmackhaften acht grundverschiedenen Knollengewächse, die verschiedene Pflanzzeiten haben, liefern uns so fortlaufend Ernten, daß bei uns Kellerlagerung gar nicht in Frage kommt. — Was hierzu sonst noch zu sagen wäre, wird später am gegebenen Platze in die Darstellung einfließen.

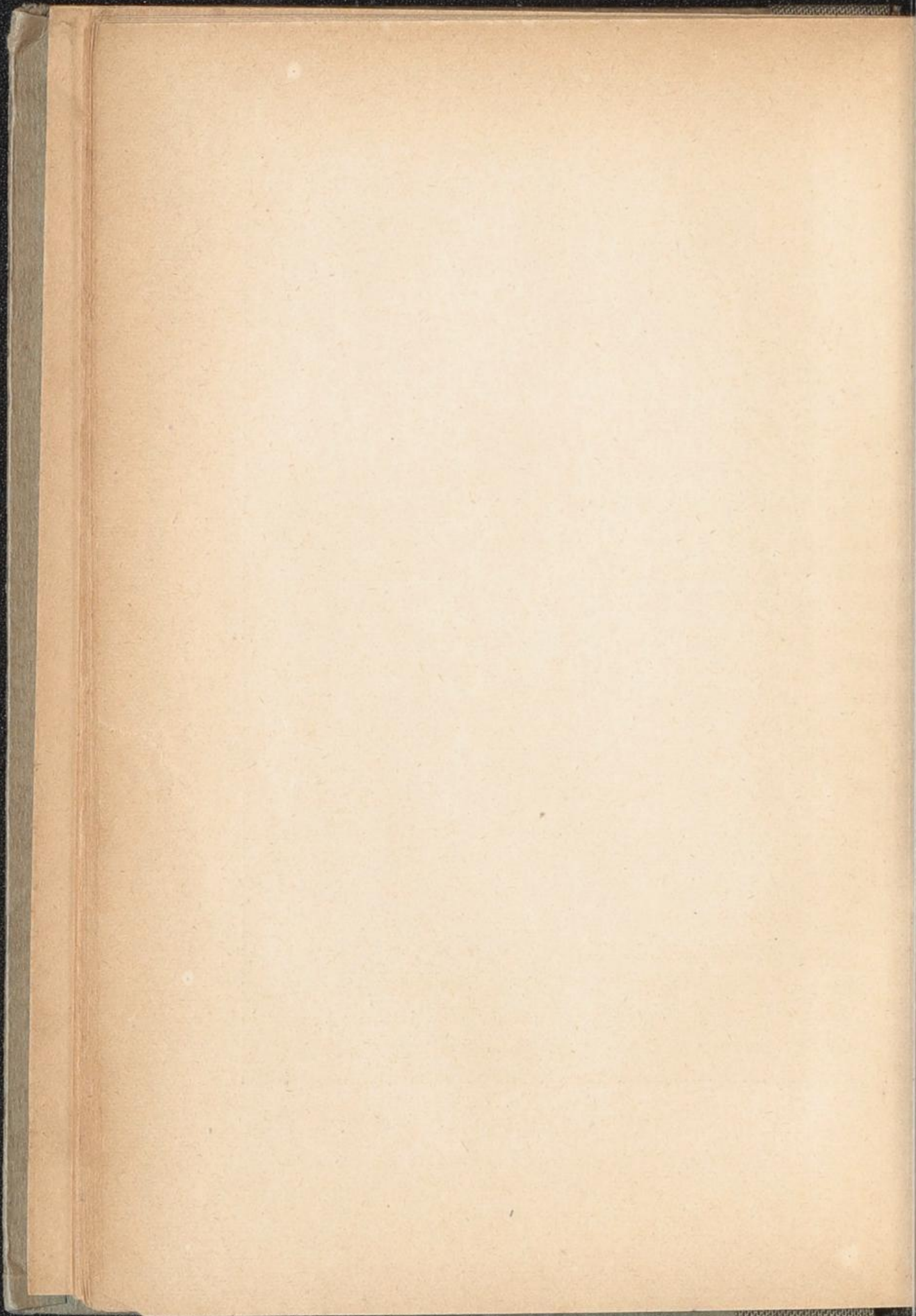
Die beigegebene Karte von der Kolonie Dona Francisca bildet einen Ausschnitt aus der des Staates Santa Catharina, in dessen nördlichem Teil sie belegen ist. An welchem Fleck der brasilianischen Küste sie zu suchen ist, zeigt die beigefügte Situationskarte von Südamerika an.

Ludwigslust i/M., Ostern 1919.

Fritz Bühler.



Blick in den Urwald.



I.

Die Gründer der Kolonie und deren Lage.

Als die Kaiserliche Prinzessin Dona Francisca im Jahre 1843 sich mit dem aus Frankreich stammenden Prinzen von Joinville vermählte, gab ihr die brasilianische Regierung auch 25 Quadratmeilen Urwaldsgelände, ganz nach Wahl des Prinzen, als Morgengabe mit in die Ehe. Auf den Rat eines erfahrenen Freundes wählte der Prinz das Hinterland des guten Seehafens São Francisco do Sul. Nur in Verbindung mit dem Meer war eine lebensfähige Besiedlung des Geländes denkbar. Zulande gab es damals und noch jahrzehntelang keinerlei Anschluß an die Kulturwelt. Der Süden Brasiliens war eben unerforschter Urwald. Man wußte nur, daß die Indianer darin hausten, und daß man ihnen das Gelände noch abzurufen hatte.

In jenen Zeiten standen die deutschen Ansiedler schon im besten Rufe. Darum lag dem Prinzen von Joinville viel daran, Deutsche als Kolonisten in sein Waldgelände einzuführen. Er wollte es auch nicht nur auf „gut Glück“ ankommen lassen; darum schickte er seinen Freund nach Hamburg und suchte gute Ver-

bindung. Um die Gründung einer Gesellschaft zu ermöglichen, bot er zum Einsatz eine Schenkung von 10 Quadratmeilen Urwald an, während er später weitere Waldstrecken zu entgegenkommenden Preisen ablassen wollte. Der Antrag fiel in Hamburg auf guten Boden. Der einflußreiche Senator Christian Mathias Schröder sah weit voraus, einen wieviel größeren Nutzen Hamburg einmal erwarten dürfe von Deutschen, die in Südamerika angesiedelt sind, als von solchen in andern Weltgegenden.

So unterstützte er den Plan nach Kräften. Die Folge war die Gründung des „Hanseatischen Kolonisations-Vereins von 1849“ mit Sitz in Hamburg und einem gezeichneten Kapital von 80000 Talern. Während in Deutschland nun geworben wurde, um genügend Auswanderer zu finden, ließ man draußen eine 10 Morgen große Waldlichtung aufschlagen und einige Blockhäuser bauen, die teils zur Unterkunft, teils zur Aufnahme von Nahrungsmittelvorräten dienen sollten. Letztere mußten direkt von Hamburg, ausnahmsweise auch von Rio de Janeiro besorgt werden, weil im Urwald in den ersten Jahren auf keine besonderen Ernten gerechnet werden durfte; auch fehlte weit und breit jegliche lieferfähige Nachbarschaft.

Das zur Kolonisation bestimmte Urwaldgelände liegt unter 26° bis $26^{\circ} 32'$ südlicher Breite und $48^{\circ} 35'$ bis $49^{\circ} 25'$ westl. Länge v. Gr., wovon der nordwestl. Teil auf dem Gebirge liegendes Hochland, das übrige Gebiet aber von 0,5 bis gegen hundert Meter über Meer sich erhebendes Tiefland ist.

II.

Die Namen der Kolonie und des Stadtplatzes.

„Dona Francisca“ wurde die Kolonie benannt nach der Prinzessin, deren Morgengabe sie ja war. So ist sie auch in allen Karten verzeichnet.

Es muß von Anfang an damit gerechnet werden, daß eine Waldkolonie eine Stadt bekommt, die den Durchgangspunkt für alle Zuwanderer bildet, die mit der Kolonie wächst und durch Märkte und andere Versammlungsmöglichkeiten den Kolonisten ein wenig Ersatz bietet für alles, was sie verlassen und verloren haben. Besonders tröstlich ist's, wenn auch bald ein Arzt und eine Apotheke da ist.

Naturgemäß muß die Stadt aber so angelegt werden, daß sie mit dem Meer in Verbindung bleibt. Das war hier um so wichtiger, als der Bau fester Wege wegen Steinmangels ein Ding der Unmöglichkeit war. Wohl wurde der Versuch gemacht, 11 Kilometer vom Landungsplatz entfernt, hoch und gesund gelegen, eine Stadt zu gründen, deren Name: „Annaburg“ heute noch in allen Atlanten zu finden ist, obwohl nie eine Stadt daraus geworden ist.

Der gegebene Platz war leider ein Sumpfloch, an manchen Stellen von der Flut überschwemmt, an anderen nur wenige Meter über Meer. Am Stadtplatz vorbei floß ein kleines Flößchen, der Rio Cachoeira, welches in die Bai von São Francisco mündete und bei Flutzeiten mit kleineren Fahrzeugen befahren werden konnte. Wo die Schiffbarkeit aufhörte, legte

man den Landungssteg an. Damit war auch der Mittelpunkt für die zukünftige Stadt gegeben. Die ersten, am Stadtplatz ansässigen Kaufleute nannten den Ort wohl eine Zeitlang: „Schrödersort“. Als aber der Prinz von Joinville später einen sehr guten Verwalter seiner Ländereien aus Frankreich schickte, der als geborener Elsässer den Deutschen als Deutscher begegnete, den diese immer wieder zu ihrem Bürgermeister wählten, und der auf des Prinzen Rechnung den Kolonisten immer neue Verdienstmöglichkeiten schuf, da hatte niemand etwas dagegen einzuwenden, als der Vorschlag gemacht wurde, den Hauptort nach des Prinzen Namen: „Joinville“ zu nennen. Die deutsche Kolonie hatte dem Prinzen tatsächlich viel zu danken; auch ruhten in jenen Jahren die Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich vollständig; zudem waren die ausgewanderten Deutschen mit der Auswanderung auch aus ihrem Staatsverband entlassen. Das Deutsche Einheitsreich lebte noch nicht.

Die Bewohner von Joinville mußten es aber Jahrzehnte hindurch schmerzlich empfinden, daß man ihnen deswegen gram war. So hat der große Andreesche Handatlas bis zum Jahre 1896 „Joinville“ ganz verschwiegen und von da an es auch nur auf der Nebenkarte angegeben, während er das später gegründete, reichlich 100 Kilometer südlicher liegende „Blumenau“ auch auf den Hauptkarten ebenso auführt wie unser „Annaburg“. Auch das Deutsche Reich hat, obwohl es Joinville zum Konsulatsitz machte, diesen Namen nie offiziell aufgenommen; viel-

mehr lautete der amtliche Stempel bis zum Zusammenbruch des Reiches: „Kaiserlich Deutsches Konsulat in Dona Francisca“.

Und allerlei oberflächliche, zum Teil nur Gelegenheitschriftsteller haben es sogar gewagt, das Deutschtum in Joinville-Dona Francisca zu ächten und das Blumenauer als gesinnungstüchtiger herauszustellen. Es gibt aber in beiden Kolonien kein verschiedenes Deutschtum. Vielmehr hängt die zur Schau getragene Neigung für Blumenau und die Abneigung gegen Joinville hauptsächlich mit dem fremden Namen zusammen. Und doch sollte der Name gar nichts zur Sache tun, noch auf das Wesen des Volkes abfärben. Viele lesen in dem Namen „Blumenau“ ein Bekenntnis zum Deutschtum, im Namen „Joinville“ dagegen eine Verleugnung desselben.

Nun trägt aber jene Kolonie ihren Namen nicht in dem lieblich-deutschen Sinn von „Blumen“-„Au“ — obgleich sie heute eine solche darstellt —, sondern glatt und einfach nach ihrem Gründer, dem Dr. Blumenau aus Braunschweig, genau so wie unsere Kolonie und Hauptstadt nach ihren Gründern, dem Prinzen von Joinville und seiner Gemahlin Dona Francisca.

Wäre der Gründer unserer Nachbarkolonie ein Abkömmling der nach Deutschland verschlagenen und auch gut deutsch gewordenen Hugentotten gewesen und hätte etwa „Fouquet“ geheißen, dann trüge sie doch wohl auch seinen Namen und hieße nicht Blumenau.

Personennamen dürfen nie maßgebend sein bei

der Charakterbeurteilung eines Volkes. Daß das Volk in der Kolonie Dona Francisca und in der von ihm erbauten Stadt Joinville seiner deutschen Herkunft keine Schande macht, wird diese Schrift erweisen.

Der Stadtplan, dessen Skizze auf der angehängten Karte vermerkt ist, wurde schon anno 1851 so entworfen. Auf etwa 6 Kilometer Länge und 2 Kilometer Breite im Geviert sollte nirgends ein Bauerngut verkauft werden. Nur sogenannte Stadtplätze, ausreichend für Aufführung einiger Gebäude und Anlage eines geräumigen Gartens, wurden abgegeben. Auch übte man von vornherein Baupolizei aus, d. h. man achtete peinlich darauf, daß das erst viel später auszubauende Straßennetz nirgends mit Hindernissen durchsetzt wurde.

III.

Die Einwanderer nach Herkunft und Stand.

Die ankommenden Kolonisten aber mußten in den Urwald ziehen. Sie stammten so ziemlich aus allen Gauen Deutschlands; doch sind nur wenige Süddeutsche darunter; etwas stärker sind die Sachsen aus dem Königreich und der Provinz vertreten; durchschnittlich zwei Drittel stammen jedoch aus Norddeutschland, und ihre Muttersprache ist „Plattdeutsch“, gleichviel ob sie aus Pommern, Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Schleswig-Holstein oder Hamburg kamen. Ihrem Stand nach waren es meist einfache und arme Leute

vom Lande: Knechte und Mägde von großen Gütern, teils solche, die mit vielen Kindern im wahren Sinne des Wortes gesegnet waren, teils auch solche Bedauernswerte, denen zum Gedächtnis Friß Reuter das: „Kein Hüfung“ schrieb. Und die übrigen waren unbemittelte Handwerker oder Tagelöhner. Deutsche aus Österreich fanden sich nur in geringer Zahl an. Aus der deutschen Schweiz landeten gleich in den ersten Jahren einige Schiffe, die an der brasilianischen Küste Sturmschäden erlitten hatten und die Reise nach Kalifornien nicht fortsetzen konnten. Diese alle lehnten sich eng an die deutsche Kolonie an.

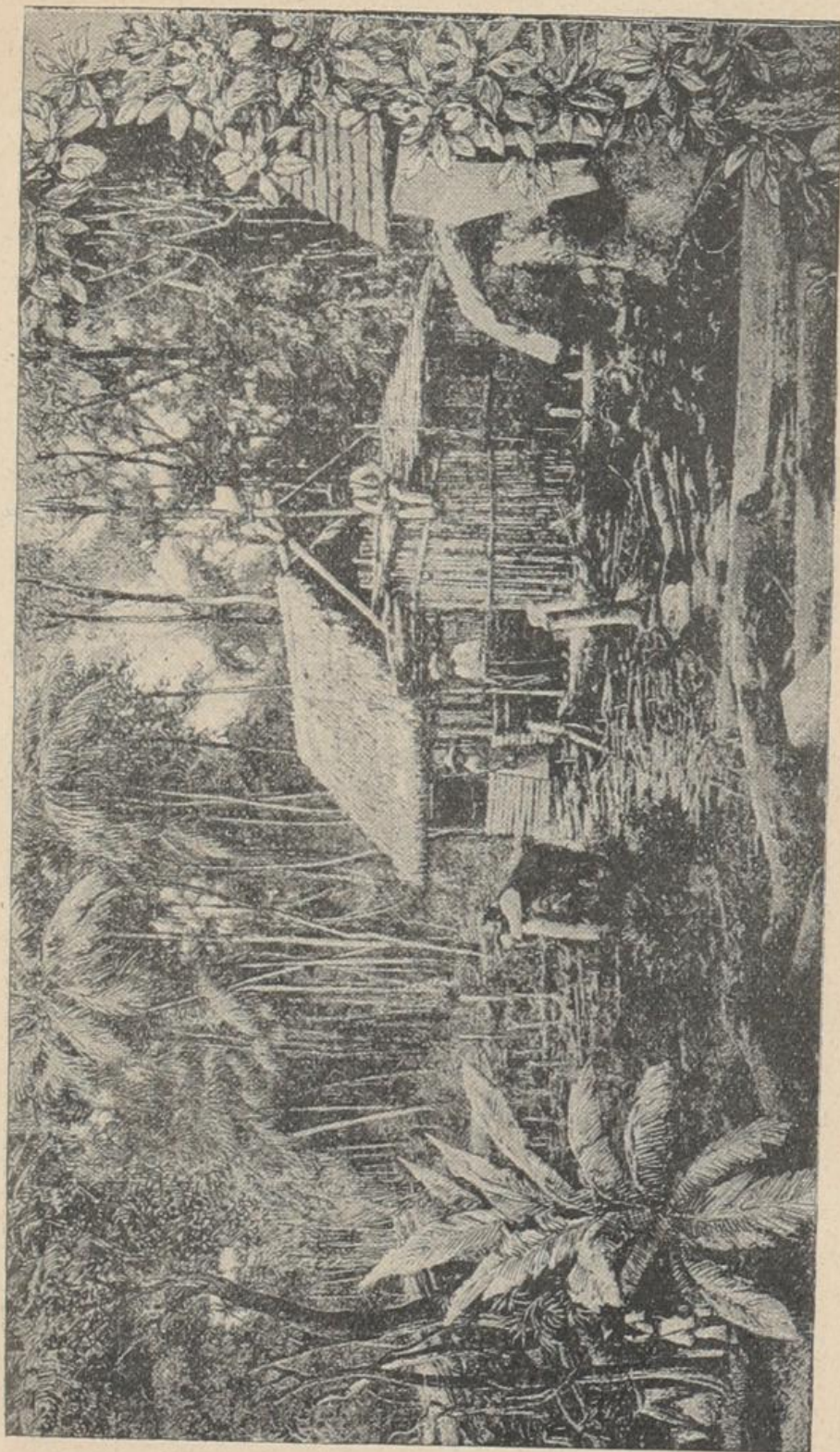
Von Frankreich aus kam auch eine Zuwanderung. Die französische Kolonie ist von der deutschen getrennt angelegt worden. Sie gedieh aber nicht und ging ganz von selber restlos wieder ein. Die Deutschen belegten die Niederlassung mit dem Namen „Ninive“. Und so heißt das inzwischen wieder mit Wald überwucherte Gebiet noch bis auf den heutigen Tag.

Brasilianer sind erst später zugezogen und haben mit Regierungshilfe im 52. Lebensjahr der Kolonie das Regiment in die Hand bekommen. Doch haben sie bisher die deutsche Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung beibehalten.

Sie wohnen ganz nach eigener Wahl in besonderen Straßen und Stadtteilen, scheinbar am liebsten in der Nähe des Hafens oder doch des Wassers.

Der subtropische Urwald und seine Lebewelt.

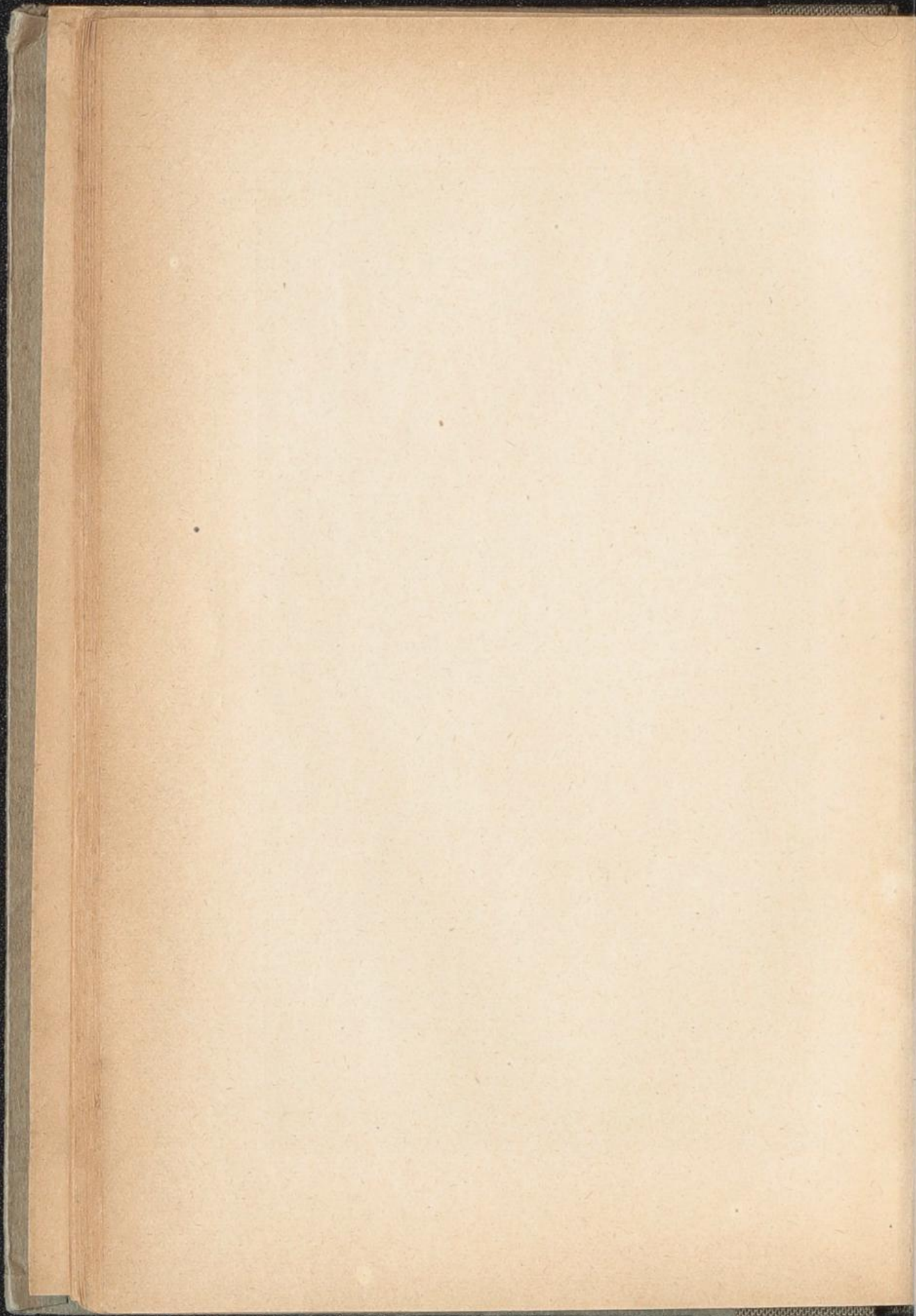
Der Urwald ist das Feld des Bauernstandes; es ist wohl gut, dem Leser einen Blick in diese so majestätische Wildnis zu gewähren. Baum an Baum und Palme an Palme, Riesen und Zwerge, stehen da und streben alle dem Lichte zu, das nur über den Kronen des 30 bis 40 Meter hohen Waldes flutet, seit Jahrtausenden aber nie einen Strahl in den eigentlichen Wald senden konnte. Dies Aufwärtstreben fördert den Geradwuchs. Darum wirkt der Urwald wie ein mächtiger Säulendom. Das Auge wird unwillkürlich gezwungen, den Blick in die Höhe zu lenken. Ein Durchschauen ist aber nicht möglich. Das Auge muß sich erst an das ewige Dämmerdunkel gewöhnen. Im Urwald herrscht nur die Dämmerung, auch am Mittag. Ohne Uhr ahnt man diesen nur, weil um die Mittagszeit alle Vögel schweigen und tiefste Stille waltet. Wer sich im Urwald verirrt, kann ohne Kompaß keine Himmelsrichtung feststellen, weil alle andern, von der Sonne abhängigen Merkmale fehlen. Hat sich aber das Auge an das matte Licht gewöhnt, dann tut sich ihm eine Wunderwelt auf. Hängenden Gärten gleich schmücken die verschiedenartigsten Orchideen mit ihren mattedelfarbigem Blüten die Bäume in ihren Astverzweigungen. Belebt wird dieses schöne Bild durch allerlei Schmarotzerpflanzen, die zum Teil Luftpflanzen zur Erde niedersenden. Von unten aber wächst ihnen das üppigste Unterholz entgegen, bestehend aus kleinen



Schwerer Anfang im Urwald. Hausbau und erstes Pflanzland.



Schwerer Anfang im Urwald. Hausbau und erstes Pflanzland.



Bäumen und Palmen, Büschen und Dornestrüpp, welche letztere zu ihrer Zeit blühen und Früchte tragen. Dazwischen hindurch leuchten dem trinkenden Auge prächtige Arten von dort beheimateten Kakteen und herrlichen Ziergewächsen entgegen. Der Beschauer wage es aber nicht, raschen Schrittes und Griffes sich etwas von dieser Pracht aneignen zu wollen! Er müßte das teuer bezahlen. Die Dornen rissen ihm nicht nur die Kleider vom Leibe, sondern bedeckten diesen auch noch mit Wunden. Ohne das scharfe, breit und schwer ausladende Waldmesser, das man stets zur Hand haben muß, kann man nicht in den Wald eindringen. Auch ist der Urwaldboden in der Regel sumpfig, selbst in hochgelegenen Gebieten. Seit Jahrtausenden sind die schweren Tropenregen ungehindert niedergegangen. Waldriesen, Bäume und Palmen sind immer wieder zusammengebrochen und vermorscht, während auf ihren Trümmern der Wald sich verjüngte. Dazu kam regelmäßig der Blätterfall und die absterbenden Palmwedel. Dies alles hat sich allmählich in tiefe Humusschichten umgewandelt; aber die natürlichen Abzüge haben sich meistens verstopft. So sind Sümpfe entstanden, die aber überraschend schnell verschwinden, wenn der Mensch den Wald lichtet und Abzugsgräben schafft. Aus dem Holzbestand ersieht der Kenner die Qualität des Waldbodens und weiß, was für Kulturen er mit Erfolg auf ihm bauen kann. In unserer Kolonie allein gibt es 105 verschiedene Holzarten.

Über die im Urwald lebende Tier- und Vogelwelt soll auch noch etwas gesagt werden. Abgesehen von

einigen ganz kleinen Arten, sind an größeren Raubtieren zu nennen der sehr scheue Puma oder Silberlöwe, die Tigerkatze und der hübsch gefleckte Jaguar, der zwar den Menschen ungereizt kaum anfällt, ihm aber sehr gefährlich werden kann, wenn er angeschossen ist. Um ihres schmackhaften Fleisches willen erlegt man gerne die Nasenbären und die Wasserschweinarten der Pagas und Acutis; ferner auch Rehe und Wildschweine, von denen es zwei Arten gibt; die kleinere ist mit Moschusdrüsen ausgestattet, die man schnellstens herauschneiden muß, wenn das sonst sehr schmackhafte Fleisch nicht ungenießbar werden soll. Manche Urwaldbewohner essen auch das Fleisch des fast mannsgroßen Brüllaffen. Von der Affenfamilie kommen in Brasilien 70 Arten vor, im Süden aber nur einige. Statt des Wolfes haben wir den ganz ungefährlichen Waldhund. Kleinere Fuchsarten kennen wir auch und an hier bekannten Tieren noch Eichhörnchen und Fischottern. Das wilde, ungehörnte Rind und das Gürteltier liefern ebenfalls gutes Fleisch. Zu den eßbaren Tieren zählt auch der Tapir. Im übrigen sind noch aufzuführen die Faultiere, Stinktiere und Ameisenbären.

Unter den Flattertieren sind die kleineren, die Fledermäuse, sehr nützlich, weil sie Insekten vertilgen; daß sie uns auch Früchte wegholen und die reifen Feigen gern anfressen, rechnen wir ihnen nicht schlimm an; es gibt ja Früchte genug. Ihre Raschhaftigkeit hat auch ihr Gutes; denn sie verschleppen auf diese Weise die Samen der Früchte und der Palmen überall hin. Und jeder Same geht auf.

Sehr schädlich aber ist die Riesenfledermaus, der Vampyr, der des Nachts den Pferden und Rühen Blut absaugt; nachdem er sich vollgetrunken und von dem Tier abgelassen hat, blutet die Wunde noch, bis Gerinnung eintritt; weil aber der Vampyr immer wieder kommt, so gehen die Tiere allmählich zugrunde.

In den Gewässern gibt es Aale und vielerlei eßbare Fischarten. Die schmackhaftesten Fische leben jedoch im Salzwasser. Wir haben auch eine kleinere Art Kaiman, die aber den Menschen nicht anfällt.

Der kleinste Vogel Brasiliens und zugleich der Welt ist der Kolibri, der mit seinem langen Saugrüsselschnabel immer fliegend die Blumen nach Nektar absucht und darum ganz charakteristisch „Beijaflôr“, d. h. Blumenküsser, genannt wird.

Je nachdem er bei seinem Flug eine Stellung gegen die Sonne einnimmt, funkelt er immer wieder in anderen prächtigen und lebendigen, unnachahmbaren Bronzeschillertönen. Diese Pracht entfaltet sich aber nur im Flug und im Sonnenlicht. Verfliegt sich mal ein Kolibri ins Zimmer und will wieder durch die Fenster hinaus, so stößt er mit dem Rüsselschnabel gegen das Glas und fällt sofort betäubt nieder. Gewöhnlich ist er dann verloren. Hat man ihn aber auch lebend in Händen, so ist seine Pracht viel eintöniger als in der goldenen Freiheit. Verschiedene Arten von Sperlingsvögeln, zu denen auch die Webervögel zu rechnen sind, gibt es dort in großen Massen.

Aber Singvögel haben wir fast gar nicht. Nur der Sabiá singt ähnlich wie die Drossel. Dafür er-

freuen uns allerlei schöne Zwiſchervögel, die ſich in den Bäumen um das Haus herum vergnügen. Einer der ſchönſten Vögel des Urwaldes iſt der Araponga, auch Ferreiro, d. h. Schmied, genannt, deſſen muſikaliſches Gefreiſch klingt, als ob er bald den Hammerſchlag auf den Ambos, bald das Freſſen der Feile an einem hohlen und darum mitklingenden Stück Stahl nachahmen wollte. Sein Gefieder iſt ſchneeweiß. Girtvögel oder Tauben gibt es mehrere Arten mit farbigen Brüſten. Ihre traulichen Lockruſe, die man zu jeder Tageszeit vernehmen kann, erſcheinen uns im Wald als angenehme Muſik. Die Taube liefert auch ein gutes Fleiſch.

Weiter ſind noch zu nennen: Papageien, Pfefferfrefſer, Spechte, Kuckucksarten, Bienenfrefſer und faſanenartige, wie auch kleine und ſehr große rebhuhnartige Hühnervögel. Auch Stelzvögel gibt es, doch häufiger am Meer als im Walde.

Die gefürchtetſte Giftſchlange iſt die Tararaca, die armdick und über 1,5 Meter lang werden kann. Doch der vorſichtige und mutige Menſch weiß ſie geſchickt zu bekämpfen und zu töten. Unglück kommt eigentlich nur bei Unvorſichtigkeit vor. Übrigens hat die Giftſchlange auch Todſeinde in der Rieſeneidechſe und in der oft 3 Meter langen Mauſeſchlange, welche beide die Giftſchlangen verſchlingen. Die Mauſeſchlange vertilgt auch Mäuse und Ratten und wird deſhalb wie ein Haustier an das Haus gewöhnt. Es gibt auch Rieſenfröſche, die wohlthätig wirken durch Wegſchnappen von Kakerlaken und anderem Ungeziefer. Es darf

uns also gar nicht überraschen, wenn wir in Urwaldhütten auch solche Frösche als angenehme Hausgenossen antreffen.

Die Insektenwelt kann hier auch nicht einmal andeutungsweise beschrieben werden. Sie ist so reichhaltig, daß eines fachgelehrten Mannes Leben zu ihrer Erkundung nicht ausreicht. Nennen wollen wir nur einige. Da sind z. B. prächtigste Käfer und Schmetterlinge, darunter ein großer himmelblauer, der nur an gewissen verborgensten Urwaldstellen vorkommt. Wer auf diesen kostbaren Fang ausgeht, muß sich für einige Tage an Ort und Stelle niederlassen, eine Laubhütte bauen und Feuer unterhalten und immer auf der Lauer liegen. Und manchmal ist doch alles umsonst gewesen. Dafür hat der Sammler dann aber wenigstens allerlei andere Funde und Fänge gemacht.

Im Walde gibt es auch stachellose Bienen, die einen säuerlich-süßen, gesunden und ameisen-säurehaltigen, den sogenannten wilden Honig, in hohle Bäume oder Felsspalten zusammentragen. Ohne jede Gefahr kann man ihn heimholen. Die Waldbewohner betrachten den wilden Honig als eine Zugabe zum täglichen Brot, doch lieben wir den sehr süßen Honig der zahmen Biene weit mehr.

Auch unter den Ameisen herrscht eine wundervolle Mannigfaltigkeit. Da gibt es die Schlepper oder Tragameisen, die in einer Nacht alles junge Gemüse aus dem Garten, oder alles Laub von einem Orangen- oder Pfirsichbaum oder von einem Rosenbusch auf zum Teil unterirdischen Wegen in ihren oft 50 bis

100 Meter entfernten, tief in der Erde liegenden Bau tragen, wo die Beute zu Brot für die junge Brut verarbeitet wird. In der nächsten Nacht plündern sie etwas anderes, aber immer nur etwas Edles. Um den Bau zu finden, muß man grobes, weißes Wurzelmehl austreuen. Das lieben sie sehr, weil es schon fertiges Brot ist; aber davon verlieren sie feine Teile; so zeichnet sich die Spur. Die umständliche Ausrottung will ich nicht beschreiben; wer zu uns kommt, lernt sie schnell.

Dann gibt es die Wanderer, die in militärisch geordneten Kolonnen mit seitwärts marschierenden Führern von einem Ort zum andern wandern und jedes Gehöft vom Kellerloch bis unter den Giebel absuchen nach Ungeziefer aller Art, das sie alles töten, zerkleinern und als Beute fortschleppen. Der Mensch muß zwar aus seinem Hause flüchten, wenn diese Gäste kommen. Sobald sie aber nach verrichteter und kostenloser Kammerjägerarbeit weiterziehen, ist das Haus auch gesäubert.

Wenn man eine solche Marchkolonne stört, etwa auch eine Anzahl Ameisen zertritt, so schließen die hinteren sofort wieder auf und zwar ordnungsmäßig in Reih und Glied, wie bestgeschulte Soldaten. So marschieren sie weiter und überlassen ihre toten Kameraden anderen Totengräbern. Sie leben ja, darum müssen sie wandern und wirken und schaffen. Geh zur Ameise und lerne von ihr!

Die Zahl der Ameisenarten in Brasilien ist Legion. Es gibt kleinste, dem unbewaffneten Auge kaum sicht-

bare, deren Massenbisse aber die Haut mit schmerz-
brennender Feuerröthe überziehen; und es gibt größte,
in Deutschland nicht vorkommende Arten. In Mittel-
brasilien, im tropischen Espirito Santo, sah ich z. B.
eine solche Riesenart der Schlepper, die des Nachts vom
Boden des Pfarrhauses Mais wegtrugen, um ihn im
Bau zu Brot zu verarbeiten, d. h. zu zerfauen. Jede
Ameise trug über dem Halswirbel mit Hilfe eines dort
befindlichen Dorns ein ganzes Maiskorn! Bei dem
Herabgehen über die Treppe gab es manchmal einen
Fall, der wohl durch die Last bedingt war; daher kam
das leise Klappern auf der Treppe.

Als diese selbe Art von Tragameisen dem Pastor
auch die jungen Gemüsepflanzen aus dem Garten
holte, ließ er den Garten mit einem tiefen und breiten
Graben umziehen und strömendes Wasser hindurch-
leiten. Ein Brückenbau, den die Ameisen bei träge
fließendem Wasser durch unentwegtes Hineinwerfen
von kleinen Holzteilchen immer fertig bringen, war
hier also unmöglich. Und doch verschwand auch das
nachgepflanzte Gemüse. Die bewundernswert klugen
Tierchen hatten durch den dortigen lockeren Boden tief
unter der Bewässerung hindurchführende Tunnel an-
gelegt und waren im Garten hochgegangen, um mit
der süßen Beute durch die unterirdischen Gänge wieder
zu verschwinden.

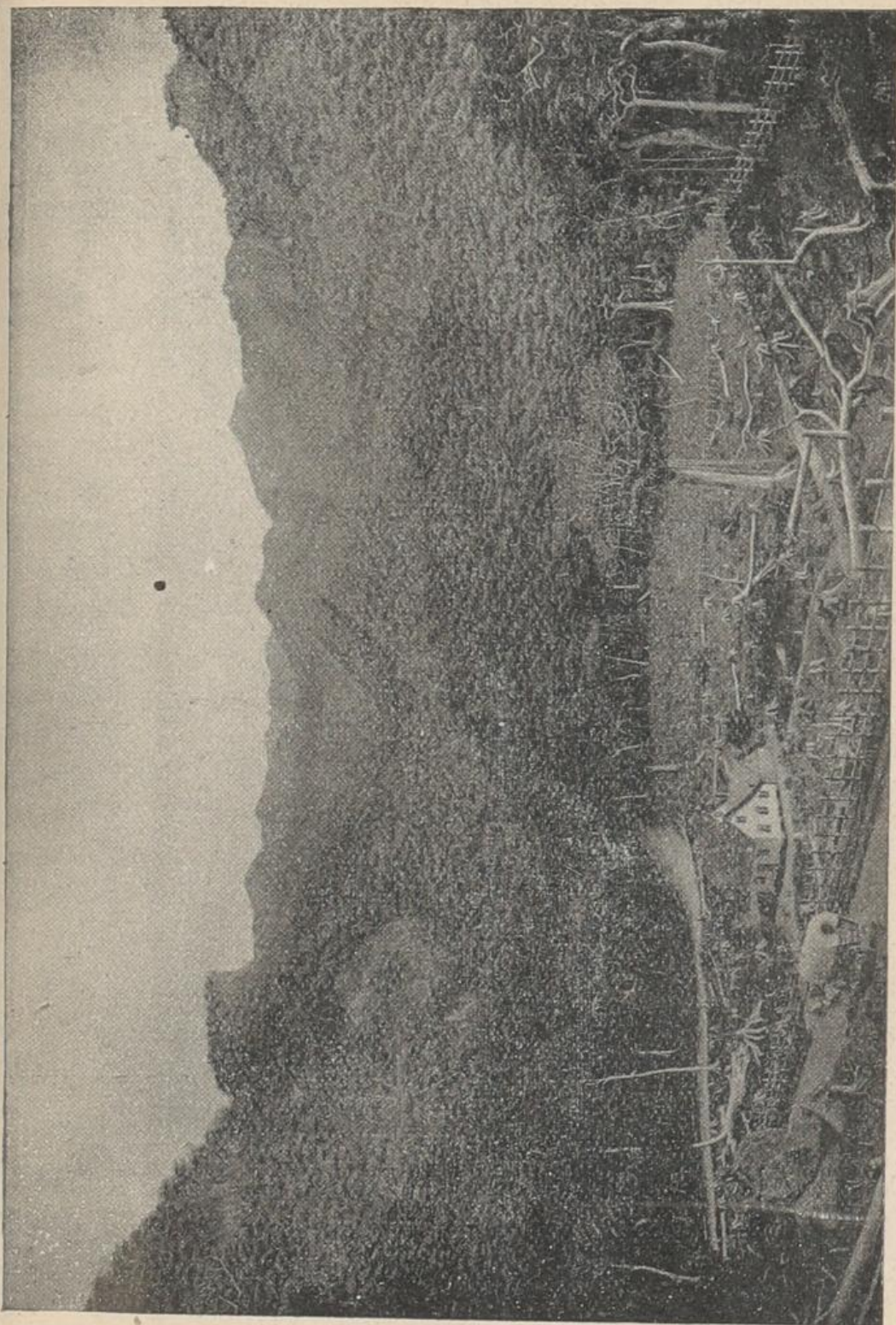
Eine in Deutschland unbekanntere Ameisenart ist
auch die der Termiten, deren Königin einer sauberen,
geschmeidigen Wespe gleicht und ihre Eier an geeig-
nete Hölzer oder auch mal an Bücher legt, während

ihr Volk auch das härteste und beste Holz so durchfrißt, daß es ganz schwammig wird und Balken ihre Tragkraft verlieren.

Am liebsten beschrieb ich jetzt noch die herrlichen Leuchtkäfer, die, unter ein Glas gesetzt, ihre phosphoreszierenden Augen und die Hinterleibslampe so leuchten lassen, daß wir dabei die Zeitung lesen können; oder die Millionenflut von Johanniswürmchen, die nach regelmäßigen Pausen des Ruhens gleichsam wie durch Blitzlicht sich reizen, so daß das ganze Gelände, so weit man sieht, mit einem Mal wie ein Meer milden Lichtes aufleuchtet, wieder dunkel wird und wieder leuchtet, unermüdlich die ganze Nacht; oder ich möchte erzählen von den niedlichsten, winzigen, mit Gold und Silber und anderen Bronzen und Farben in herrlichster Anordnung gezierten Mottchen bis hin zu den großartigen Sphinxen, die alle an schwülen Abenden um unsere Lampe sich sammeln, so daß wir sie mit einer guten Lupe beäugen und bewundern können.

Es ist aber unmöglich, diese Lebewelt zu zeichnen oder zu malen, wenn man doch noch so viel anderes sagen muß in einem kleinen Buch.

Auch die häßlichen Insekten darf ich nicht ganz mit Schweigen übergehen. Zuweilen kommen Heuschreckenschwärme aus Argentinien zu uns, die verwandt sind mit jenen ägyptischen Plagetieren. Solche Schwärme verdunkeln die Sonne. Wo sie sich aber niederlassen, da fressen sie alles kahl und richten großen Schaden an. Der Mensch jedoch zwingt sie zum Aufflug durch allerlei Lärm, durch Schießen, d. h. Knallen, durch



Am Gebirgsfuß liegendes Kolonistenanwesen.



Am Gebirgsfuß liegendes Kolonistenanwesen.

[Faint handwritten scribble]

Tuten, Johlen, Schreien, durch Trommeln auf leeren Blechgefäßen, durch den schrillen Schrei der Fabrikpfeifen und durch Läuten der Glocken.

Solchen Lärm können die offenbar musikalischen Tierchen nicht vertragen; sie heben sich davon. Und wenn dann gerade ein guter Westwind weht, dann trägt er dies häßliche Heer in das Meer; von da kommt es nicht wieder.

Eine Kunst ist es, durch einen solchen Schwarm hindurchzureiten. Das erfuhr ich vor Jahren einmal. Dem Ruf eines 10 Kilometer entfernt wohnenden Kranken folgend, mußte ich einige Kilometer ganz langsam durch die Heuschrecken reiten, die in dicken Schichten die Straßen bedeckten und seitwärts alle Bäume und Äste mit ihrer Last niederbogen. Bei jedem Schritt vorwärts flogen die gestörten Tierchen mit fast metallischem Klingen ihrer harten, rötlichen und durchsichtigen Flügel in die Höhe und belästigten das Pferd an den Augen und Nasenlöchern. Das sonst so fromme Tier schüttelte immer den Kopf und tänzelte im Heuschreckenschwarm. Wir kamen nur langsam vorwärts, und ich mußte äußerst aufmerksam sein, daß ich das Pferd bei der richtigen Ruhe erhielt. Als ich zurückkam, waren die Schwärme verjagt; aber es war auch alles kahl abgefressen: die Weide und die Bäume.

Zum Schluß will ich noch einige andere lästige Insekten nennen. Da ist der Sandfloh, der sich unter die Zehennägel einbohrt und seine Eier in die Wunde ablegt, damit die junge Brut geschützt und gut sich entwickle. Der Mensch kann aber das Jucken nicht vertragen und

operiert mit dem Messer den Störenfried heraus. Die Folge ist oft Entzündung und Eiterung an den Füßen.

Die Bicho da perna=Fliege legt Menschen und Tieren die Eier unter die Haut; bald darauf entwickelt sich eine, viel Schmerzen verursachende, mehr als 1 Zentimeter lange haarige Larve, die erst herausgedrückt werden kann, wenn sie sich gut entwickelt hat. Oft muß man den Arzt in Anspruch nehmen. Dazu kommen noch die Myriaden von Moskitos, auch Wespen, Zeken, Skorpione und Buschspinnen und viel andere Insektenarten.

Obwohl die Vogelwelt schon besprochen ist, so sei doch am Ende noch unser Sanitätspolizist, der Urubú oder Nasgeier, genannt. Er ist ein Raubvogel; aber er lebt von dem Nas gefallener Tiere und von den Abfällen aus Schlachtereien. Fällt bei uns eine Kuh oder ein Pferd oder dergleichen, so schafft man den Kadaver nur in der rechten Windrichtung einige hundert Meter vom Hause weg. Sofort stürzen sich die Nasgeier auf die Tierleiche, zerreißen sie und verschlingen das Fleisch. Nach einigen Tagen liegen nur noch die Knochen da, die von Ameisen benagt werden. So schützt uns der Nasgeier vor verpesteter Luft. Er wird sehr geschätzt, und niemand schießt auf ihn.

III dies angedeutete Leben denke man sich in den Urwald hinein, dann kann man ihn leben sehen, wohin man auch blickt. Das ist der Schauplatz des aus Deutschland zugewanderten Kolonisten.

Der Kolonisten Ankunft, Unterbringung und Ansiedlung im Wald.

Jahrzehnte lang sind die Einwanderer mit Segelschiffen hinausbefördert worden. Nie gab es eine berechenbare Fahrzeit. Windstillen in der Äquatorialzone konnten das größte Ungemach über das so hoffnungsfreudige Volk heraufführen. In den schlimmsten Fällen verdarb Wasser und Kost; dann gab es Krankheiten und großes Sterben. Die aber glücklich über das Meer kamen, wurden im Seehafen São Francisco gelandet und in kleinen Fahrzeugen bei- und flußaufwärts an den Stadtplatz gebracht, wo sie zunächst Unterkunft in einem geräumigen Einwandererschuppen fanden; von da aus wurde die Übersiedlung in den Wald bewerkstelligt.

Im Anfang erschloß man den Wald in der nächsten Umgebung der Stadt. Bald aber mußten die Laufwege (Pikaden), die viel später erst zu Straßen ausgebaut werden konnten, tief in den Wald hinein angelegt werden, bis an die Grenzen des Geländes, wenn nicht vorher schon Sümpfe oder Gebirge Halt geboten. Um auch das Hochland besiedeln zu können, wurde die Regierung veranlaßt, eine strategische Straße zu bauen, die in vielen Schlangenwindungen durch die Serra do mar hochstrebt und als die Serrastraße Joinville mit dem 145 Kilometer entfernten Rio Negro verbindet. Bei Kilometer 90 liegt die kleine, schöne Vila São Bento, welche später von den Kleinort-

schaften Oxford, Bechelbronn und Lençol umgeben wurde. Im Tiefland entstanden im Lauf der Jahrzehnte die in der Karte verzeichneten Orte Pedreira, Kilometer 21, Brüderthal, Saraguá und Hansa Humboldt, welcher letzterer 70 Kilometer westwärts von Joinville liegt.

Wie die Karte ausweist, gabelten die Hauptwege immer weiter auseinander, so daß Hinterverbindungen vorläufig unmöglich waren; die wurden auch erst nach Jahrzehnten geschaffen und besiedelt. Die Art der ersten Wegeanlage bot den Vorteil, daß zunächst nirgends als nur am geplanten Stadtplatz ein geschlossener Ort entstehen konnte, dessen Bewohner ebenso auf die Kolonisten angewiesen waren wie diese auf jene. Nachdem die erste Stadt lebensfähig war, begünstigte man ganz von selbst auch die Bildung anderer Ortschaften.

An den schmalen und sumpfigen Pfladen entlang wurden links und rechts die Waldgrundstücke vermessen, die gewöhnlich in der Front 500 und in der Tiefe 1000 Meter maßen. Das gab ungefähr 200 deutsche Morgen Land. Manchmal mußte aber in Umkehrung der Maße die Front 1000 Meter messen; und wer nun ein solches Grundstück zugeteilt erhielt, blieb ein geplagter Mann, weil jeder Ansiedler den Weg vor seiner Front mit in Ordnung halten mußte, wenn auch öffentlich mancherlei mitgeholfen wurde. Übrigens bot der Wege- und Straßenbau jahrelang die einzige Möglichkeit, etwas Geld zu verdienen. Um solches zu erwerben, ist die tüchtigste Mannschaft oft

auf lange Zeiten in die Nachbarstaaten gewandert. Ganz besonders zogen Eisenbahnbauten an. Von Zeit zu Zeit kamen die Leute heim, brachten ihre Ersparnisse mit und freuten sich über die Fortschritte in der heimischen Pflanzung.

Bei der Ansiedlung in den Waldstraßen achtete man auch darauf, daß die Kolonisten möglichst von einem Volksschlage waren, weil sie so sich am besten verständigen konnten. Dadurch, daß sie Freude und Leid miteinander teilen konnten, wurden sie sich gegenseitig zur erhaltenden Kraft. So wurde für die oben erwähnten Schweizer eine besondere Pikeade aufgemacht, die bis heute die „Schweizerstraße“ heißt; in ähnlichem Sinn gibt es auch Altmärker-, Pommern-, Sachsen- und andere Straßen. Doch ist jetzt infolge von Heiraten oder Freizügigkeit alles in Zusammenfluß gekommen. Das ist auch sehr gut. Wäre z. B. nur ein einziger Volksschlag hinausgekommen, so hätte unser Volk durch dauernde Inzucht Schaden gelitten bis zum Vergehen. So aber gab es allmählich eine wertvolle Mischung von verschiedenen deutschen Stämmen, die unbedingt volkserhaltend und in vielen Fällen veredelnd wirkte. Daß dabei der daheim übliche Kleinstaats-Eigendünkel ganz verloren ging, war nur ein Vorteil, den man dem lieben deutschen Vaterland für seinen Neubau von ganzem Herzen gönnen möchte.

Die Mischung wirkte auch auf die Sprache ein. Die Dialekte gingen verloren. Nur bei den Schweizern blieb das mit der Kehle gesprochene „ch“ hängen. Im übrigen sprechen unsere Volksgenossen in der Kolonie

Dona Francisca ein ganz reines, Ohr und Seele jedes Neulings wie schöne Musik anmutendes Schriftdeutsch. Störend wirkt nur die leidige Verwechslung von „mir“ und „mich“, „dir“ und „dich“! Das ist wohl eine Folge des Übergewichts der Plattdeutschen, deren Dialekte nicht solche sprachlichen Ausprägungen für den dritten und vierten Fall aufweisen wie die der Mittel- und Süddeutschen.

Im Anschluß hieran muß noch betont werden, daß das von der preußischen Regierung im Jahre 1860 erlassene und erst 1900 wieder aufgehobene Verbot der Auswanderung nach Brasilien nach allen Seiten, d. h. auf Deutschland ebenso sehr schadhast wirkte wie auf Brasilien, am meisten aber auf die Brasilideutschen selber. Die deutsche Auswanderung ging nun größtenteils nach Nordamerika und wurde in der Zukunft Deutschland weniger nützlich, als sie es in Brasilien geworden wäre. Brasilien aber wäre durch einen ein Duzend Mal so starken Zuwachs gewaltig gehoben worden, während das deutsche Element dort sicher auch zu besserem Einfluß gekommen wäre, als dies mit dem in den Winkel gedrückten geringen Volkshaufen geschah. Endlich hätten die Deutschen in Brasilien immer wieder die nötige Blutauffrischung gefunden, die unter der Tropensonne noch wichtiger zu sein scheint als in unserm nördlich gemäßigten Klima.

Auf eine neuzeitliche Einwanderung ist nach dieser Seite hin insofern viel weniger zu bauen, als die moderne Zeit uns zu viel Volk nach Brasilien brachte, das an Vergnügungen und Genußmittel aller Art ge-

wöhnt, dorthin gar nicht paßte und sich deswegen auch nicht anbauen und festsetzen konnte.

Auch trat bei vielen die sittliche Verweichlichung so erschreckend zutage, daß eheliche Verbindungen mit Neulingen ein großes Risiko bedeuten, weil ein moralischer Rückgang noch verheerender wirkt als der physische.

Aber vielleicht darf man von der allerneuesten Zeit doch noch etwas Gutes hoffen, insofern sie mit ihrer dauernden Last und Not unser Volk von seinen schädlichen Verwöhnungen entwöhnt. Harte Zeiten sind ja erfahrungsgemäß noch immer auch Segenszeiten gewesen.

Doch zurück zu den alten Zeiten. Auf jedes Waldgrundstück, das einfach „Kolonielos“ genannt wurde, kam eine Familie zur Ansiedlung. Beamte halfen dem Mann bei der Anlage der ersten Wohnstätte. Mit dem Waldmesser Bahn schaffend, suchte man — möglichst in der Mitte des Loses, höchstens mit etwas Annäherung an die geplante Straße — den Hausplatz, der immer auf einem Hügel liegen mußte; doch mußte es ein solcher sein, der brauchbares Wasser in der Nähe hatte. Darunter verstand man fließendes Wasser, das aber um der mitgeführten Faulstoffe willen auch nur gekocht verwendet werden durfte. Gesunde Brunnen konnten erst nach Jahren gegraben werden, nachdem der Boden im weiten Umkreis rein geworden war. Jedes unvorsichtige Wassertrinken, wozu die Hitze so oft lockt, konnte Fieber und andere Krankheiten zur Folge haben.

Der passende Hügel wurde so weit in der Runde gelichtet, daß nachher kein fallender Baum das erste Haus zerschmettern konnte. Dann wurde der Platz geebnet und oben, wie auch seitwärts durch Gräben gegen das Einschwemmen von Regenwasser gesichert. Nun grub man fünf Löcher für die vier Eck- und den Türständer, welche man aus eisenharten Zimthölzern gewann. Nachdem die Ständer festgestampft waren, zerschnitt man Palmen in die richtigen Längen und spaltete aus denselben Latten in beliebiger Breite und Dicke. Mit sehr geschmeidigen und haltbaren Cipós, das sind herabhängende Luftwurzeln von Schmarozerpflanzen, band man zunächst unten, mitten und oben Palmenlatten quer an die Ständer und schloß dann die Wand mit Längslatten, die an die Querlatten angebunden wurden. Schnell stand die Hütte in ihren vier Wänden. Den Dachstuhl fertigte man aus haltbaren Latten und verband ihn fest mit dem Häuschen.

Das dicke, jeden Regen abweisende Dach wurde aus den Blättern einer überall vorkommenden Zwergpalme, die von den Deutschen einfach „Dachblattpalme“ genannt wird, hergestellt.

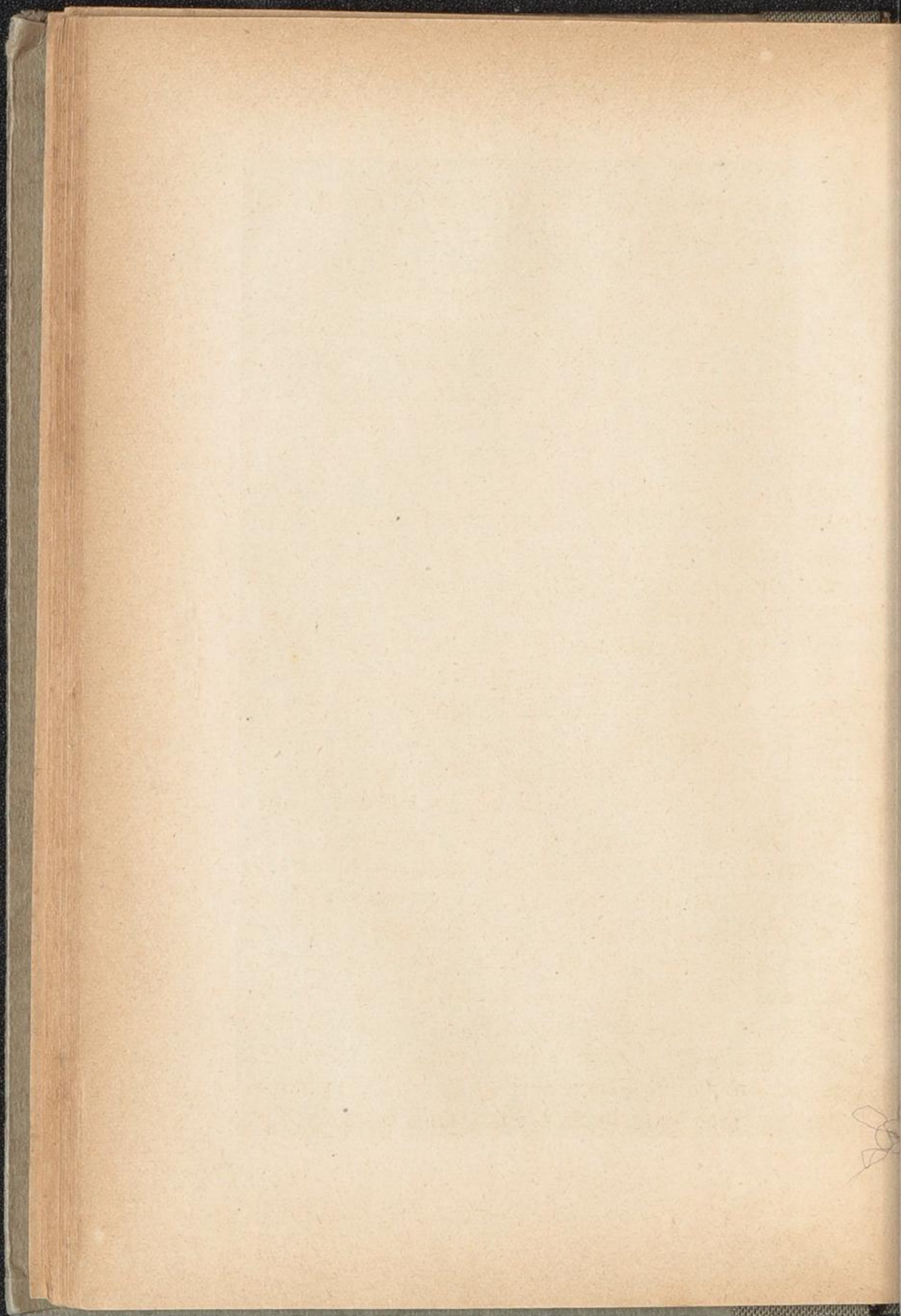
Die erste Hütte brauchte eigentlich nur einen Türschlupf. Fensterersekende Licht- und Luftläden waren nicht nötig, weil die Fugen beides reichlich Zutreten ließen; auch diente die Hütte nur zum Schutz gegen die Nacht, gegen Unwetter und im Hochsommer von 11 bis 2 Uhr gegen die Tropensonne, wenn man sonstige Beschattung nicht in Anspruch nehmen konnte. Der Feuergesfahr wegen legte man die Küche 10 bis



Latexfällern.



Waldfällen.



15 Meter entfernt an. Vier Pfähle mit einem Schrägdach, von dessen Mittellatte eine Schlingpflanze niederhängend einen eisernen Kessel in der Schwebe hielt, während einige zusammengeschobene Steine die Feueresse bildeten! Das war die in wenigen Stunden zu erbauende Küche. Zu kochen gab es im Anfang so wenig, daß ein Topf immer ausreichte. Während der ersten Monate aß man die mancherlei Früchte des Waldes, die auch Vögeln und Affen zur Nahrung dienten. Doch wußte der Mensch sich auch die gänse-eigroßen, nußhaltigen Früchte der Coqueira, einer Zwergkokospalme, ebenso zunutze zu machen wie das Mark einer gewissen Palmenart, das man so gewann: man fällt die dünnstämmige, meist 30 Meter lange Palmita und riß sie nieder, um sich des 50 bis 75 Zentimeter langen, schenkeldicken, grünen Schaftes zu bemächtigen, aus dem die Palmenkrone ihre Blätter entwickelte. Das in diesem Schaft befindliche Mark ist buttergelb und sehr zart. Es schmeckt süß wie junger Kohl und wird von den Deutschen einfach „Palmkohl“ genannt, ja heute noch von uns Städtern als „Feinhappen“ geschätzt. Es kann roh verzehrt werden, wird aber meistens in Salzwasser gekocht, zuweilen auch mit Zitronensaft in Salatform zubereitet, oder auch durch die geschickte Hand der Hausfrau wie Kohlrabi sehr schmackhaft geschmort. Hin und wieder liefern die aufgestellten Baumfallen mit einem Stück Wild etwas Fleisch. Dazu kann allerdings dann und wann ein sicherer Schuß auch helfen. Doch verbietet sich die Jagd im wilden Wald ganz von selbst. Und

bis jetzt ist noch jeder deutsche Kolonist, der das Jagen leidenschaftlich liebte, so arm geworden, daß man es von ferne schon seinem ganzen Anwesen anmerkt. Der notwendige Waldschlag unterbleibt oder wird so lässig betrieben, daß nie ein Abbrennen möglich wird. Nun bleibt Wildwuchs und Unkraut in Herrschaft, und die guten Kulturen gehen zugrunde. Schmalhans wird Küchenmeister, und die Familie muß unter der Schwäche ihres Vaters dauernd leiden. Leidenschaft schafft Leiden!

Im übrigen war ein kinderreicher Vater im Vollsinne des Wortes einer der Reichsten im Wald. Hier kommt es nicht auf Geld und Vermögen, sondern ganz auf die Kinder an! Jungverheiratete, zu jeder Arbeit, Entbehrung und jedem Opfer willige Leute konnten mit ihren vier ohnmächtigen Händen nie die Herrschaft über den Urwald gewinnen und waren meistens gezwungen, sich den Abwanderern anzuschließen. Wie glücklich war dagegen der ärmste Knecht, den Gott mit 8 bis 10 Kindern gesegnet hatte! Mit Kindern gesegnet zu werden, ist ein Hauptanliegen unseres Volkes. Im Urwald kann ein an Überkultur krank gewordenes Volk, das sich schon auf dem Pfad zum Tode befindet, wieder genesen und in viel tausendmal Tausend wachsen. Es ist da draußen unter den Deutschen so ziemlich die Regel, daß der Zugang durch Geburten fünf Mal so groß ist als der Abgang durch Sterbefälle. Manche Gemeinden — auch die meinige — haben sich in 25 Jahren aus sich selbst, d. h. ohne Zuwanderung und ohne Beschädigung durch Abwan-

derung in ihrem Mitglieder-, was immer dem Familienbestand gleichkommt, einfach verdoppelt. Ja, Kinder sind dort eine Himmelsgabe.

Wer mit 10 Kindern in den Wald zog, hatte von 8 unter ihnen schon irgend welche Hilfe. Vater, Mutter und 8 Kinder verfügten über 20 Hände, unter deren rühriger Geschäftigkeit Wald, Wildwuchs und Unkraut unterliegen mußten zum Frommen der guten Kulturen. Bei der Übersiedlung in den Wald wurde Anweisung gegeben, in Berücksichtigung der nächsten, etwa 6 Wochen später liegenden Pflanzzeit, mindestens 1 Morgen Wald niederzulegen. Das ging nun so zu: Die Kinder gingen voran und arbeiteten mit dem Waldmesser das Unterholz nieder und zerhackten es. Dann griffen die Eltern und ältesten Geschwister zur Axt und fällten den Wald. Die Mütter konnten in jenen Anfangszeiten keinerlei Schonung genießen; deswegen weisen die Leichenbücher aus jenen ersten, schweren Jahren durchschnittlich nur Totgeburten auf! Darin ist es bei allen späteren Kolonisationen besser geworden.

Beim Waldfällen durften aber nur die nie nachwachsenden Palmen an der Wurzel abgehauen werden, während alle übrigen Bäume in Halbmannshöhe durch Einkerbren zu Fall gebracht wurden. Das muß so sein, weil unsere Hölzer nie außer Saft stehen und aus jeder Wunde neues Leben sofort nachtreiben. Auch ist es unmöglich, durch Ausroden der Wurzeln Ackerboden zu schaffen. Deshalb läßt man die Baumstümpfe stehen. In ihnen allein macht der Wurzelstock sein scheinbar unsterbliches Leben geltend. Damit

aber die massenhaft ausschließenden Schößlinge nicht wieder zu Busch und Wald auswachsen, vertilgen die Kinder sie immer wieder mit dem Waldmesser. Nach etwa 6jährigem Kampf stirbt der Stock; nun dauert es noch etwa ein Duzend Jahre, bis alles vermodert ist und man den Acker mit Pflug oder Hacke gleichmäßig bearbeiten kann.

Sind erst eine Anzahl Bäume gefällt, so löst man mit der Axt die dicksten Äste vom Stamm, und die Kinder arbeiten davon möglichst viel kurz und klein, weil davon ein guter Waldbrand abhängig ist. Inzwischen geht unseres Herrgotts Sonne strahlend, sengend und brennend zum erstenmal über die neue Richtung hin: bald ist alles brandreif. Himmelhoch lohen dann die Flammen empor und verzehren, was sie können; auch versengen sie die am Saum der Richtung stehenden Bäume und Palmen; dagegen sind sie nie imstande, einen Waldbrand zu erregen, weil der Waldboden immer naß ist. Ja, die über Nacht aufsteigende Feuchtigkeit tötet meist auch schon alles Glimmen und Glühen in der Roça, wie das Urwaldsfeld heißt. Damit ist der Acker fertig. Man räumt nur die Knüppel und dünnen Bäume auf die Seite. Die Palmen und Baumstämme liegen aber kreuz und quer zwischen den Wurzelstöcken, bis sie im Lauf der Jahre verfaulen und so den Boden düngen. Auch die wertvollsten Möbelhölzer müssen so verderben, weil man auf dem weichen Waldboden keinerlei Lasten befördern kann. Gute Wege und Transportmittel gibt es gewöhnlich erst nach Jahrzehnten. Ist die Roça ge-

räumt, so wird sofort die Pflanzung vollzogen; in Frage kommt dabei nur diejenige Knollenpflanze, deren Pflanzzeit regiert. Die Stecklinge, die je nach Art aus Knollenablegern oder auch nur aus Ranzelstücken bestehen, liefert die Koloniedirektion, bis die Kolonisten so weit sind, daß sie einander aushelfen können. Nun wiederholt sich die eben beschriebene Arbeit immer wieder, indem neuer Wald für die nächste Pflanzzeit vertilgt wird. Je mehr solcher Roças aber entstehen, desto größer werden die Aufgaben der Kinder, denn sie müssen nicht nur beim Waldfällen helfen, sondern auch allen Wildwuchs und das massenhaft aufsprießende Unkraut niederhalten. Unterbrochen wird dies Einerlei durch die nun kommenden Ernten, die immer 3 Monate nach der Pflanzung beginnen und dann etwa 6 Wochen lang gute eßbare Ware liefern, die man nach Bedarf der Erde entnimmt. Daran reiht sich wieder eine andere Art und so fort.

VI.

Von der ersten Pflanzung bis zum schuldenfreien Besitz.

So kommt der Ansiedler mit Hilfe seiner Kinder allmählich so weit, daß er nach zwei Jahren die erst-angelegten Roças in Weide umwandeln und sich von der Direktion eine Kuh besorgen lassen kann; nun kommt der Haushalt zu Milch, Butter und Käse. Auch die Schweinezucht kann mit Hilfe der reichlichen Knollengewächsernten in Gang kommen, wodurch dann

die Kraftkost gesichert wird, die der Deutsche haben muß, wenn er dauernd schwer zu arbeiten hat. Ist die Wirtshaft erst soweit im Gang, dann geht man auf das Geldverdienen aus, um nach und nach das Waldgrundstück zu bezahlen. Bei Barzahlung war für 1 Morgen der Betrag von 3 Milréis, bei Abzahlung in drei Jahren aber 4 Milréis zu entrichten. Was nach drei Jahren nicht bezahlt war, mußte verzinst werden. Ein Milréis hatte aber zur Kaiserzeit den Bollwert von 27 engl. Pence gleich 2,20 Mk. in Friedenswert. Und weil die armen Kolonisten gewöhnlich nichts besaßen als ihre Familie, so traf auf sie meistens nur der letzte Fall zu, d. h. sie mußten für zweihundert Morgen Wald 400 Milréis gleich 880 Mk. und bis zur Abzahlung die Zinsen aufbringen. Diese Last abzuwerfen, ging der Vater selbst in die Fremde, arbeitete gegen guten Lohn an Straßen- und Eisenbahnbauten und lebte in Gemeinschaft mit andern Männern aus seiner Kolonie so sparsam, daß er von Zeit zu Zeit ein Stück von dem Schuldenbetrag abtragen konnte. Auf dem Grundstück aber richtete man sich auf den Tabakbau ein, der auch mal eine Zeitlang von Frau und Kindern betrieben werden konnte. Den Tabak übernahm die Direktion, verkaufte ihn in Hamburg und schrieb dem Kolonisten den Erlös gut. In der Regel ging es so, daß der Vater nach 12 bis 15 Jahren schuldenfrei da stand. Das war ein Erfolg, der in Deutschland nie denkbar war.

Im sumpfigen Wald mit seinen Myriaden von Moskitos und mit seinem jahrelang fauligen Wasser

gab es alle Arten von Fiebern, besonders in der Sommerzeit. Auch kam so manches Unglück vor beim Waldschlag oder durch Giftschlangenbiß; häufig waren auch Erhitzungs- und Erkältungskrankheiten; auch mitgebrachte Übel machten sich dabei bemerkbar. So ist manche unentbehrliche alte und junge Kraft hinweggestorben, wodurch das Vorwärtskommen und Schuldenfreiwerden in weite Ferne gerückt wurde. Soviel länger war aber die Zinsenlast mitzutragen.

VII.

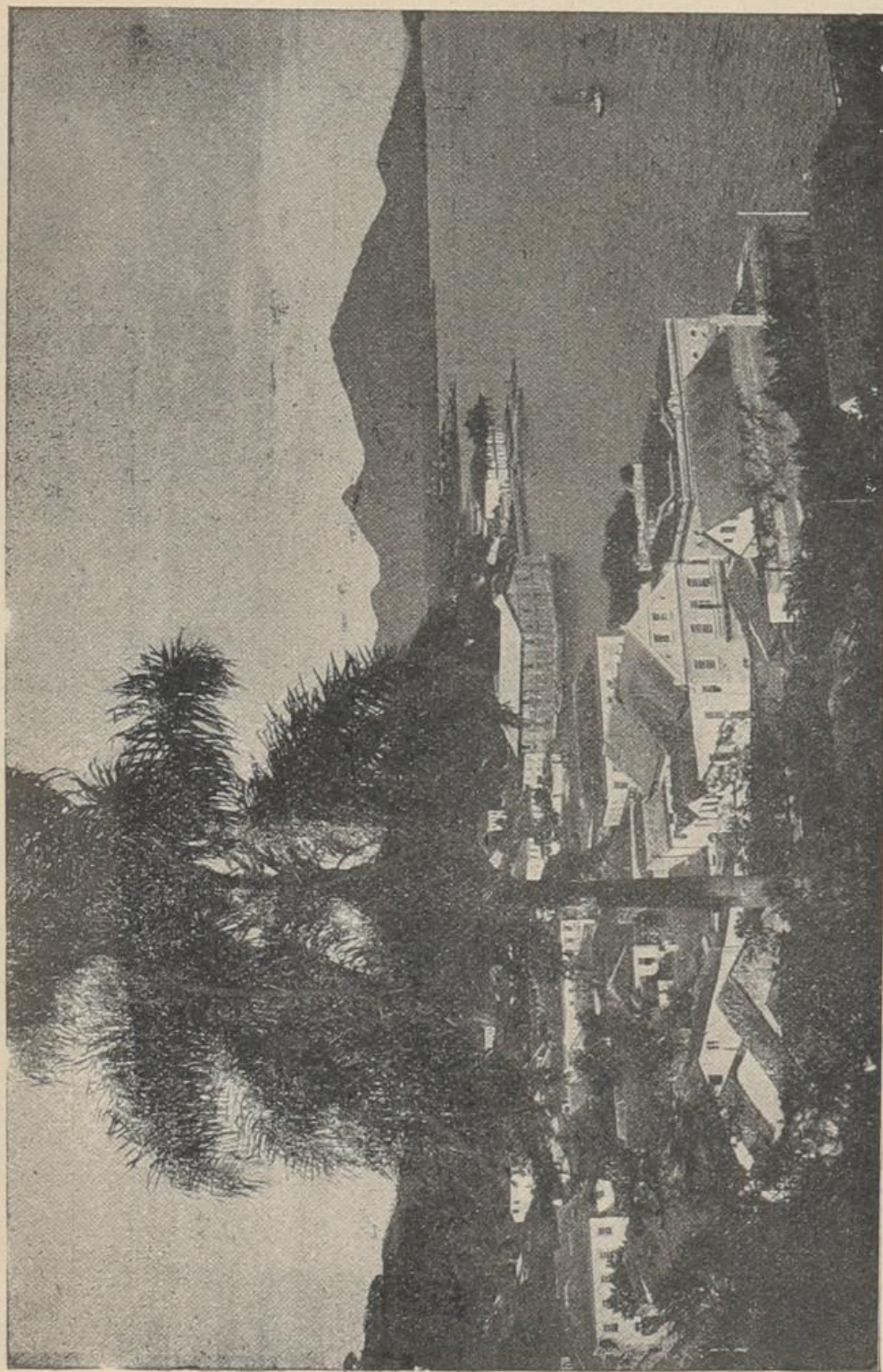
Irdisch Brot und geistige Not. Hilfsversuche und Selbsthilfe.

Welch ein Wendepunkt im Leben des Kolonisten war doch mit der Entgegennahme des Besitztittels verbunden! Nun durfte er daran denken, sich ein wenig besser einzurichten und womöglich auch noch einige tausend Mark zu sparen für seine alten Tage. Aber so ging es nun doch nicht mehr aufwärts, wie der Leser unwillkürlich vermutet. Inzwischen waren des Kolonisten Kinder herangewachsen. Nun war es seine Pflicht, jedem Sohn zu einem eigenen Grundstück und zu einer ersten Einrichtung behilflich zu sein. Wenn dort ein Bauernsohn sich verheiratet, so wird er keines Menschen Knecht, sondern selbst ein Bauer. Haben die Kinder dem Vater geholfen, so hilft er ihnen jetzt wieder. So war es, und so blieb es. Darum ist in Brasilien ein glücklicher deutscher Kleinbauernstand entstanden. Doch war das Glück nur ein irdisches. Die

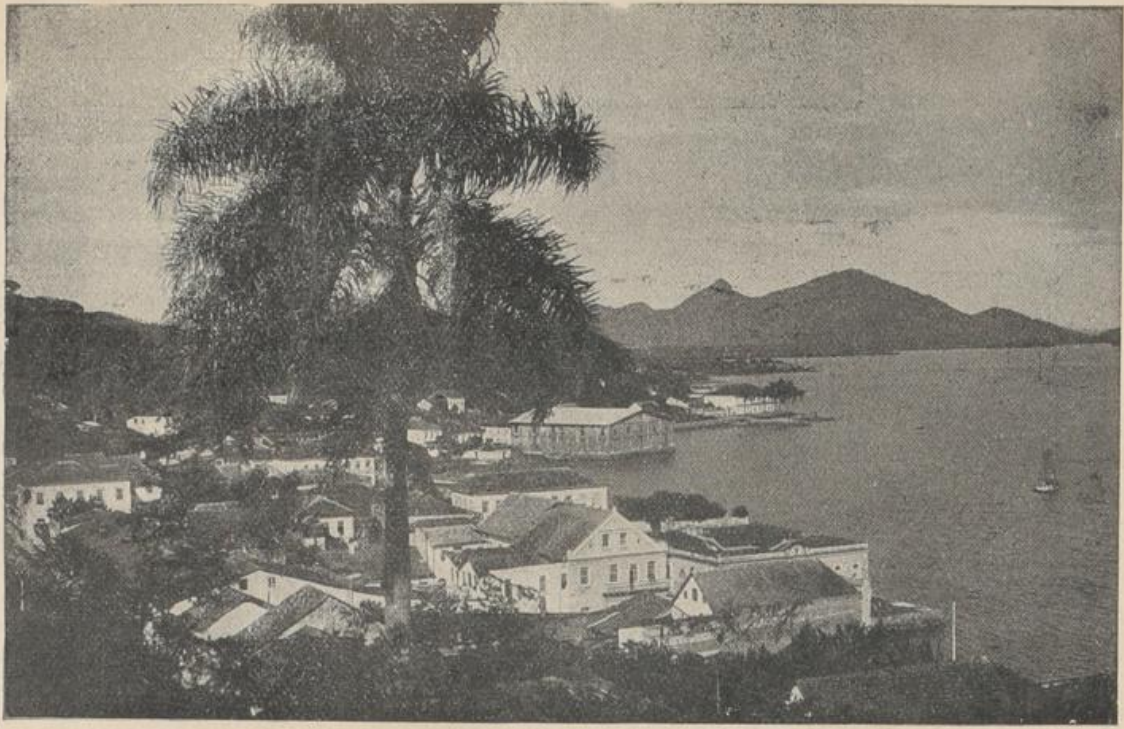
geistigen Güter in Kirche und Schule fehlten dafür fast ganz.

Zwar für Dona Francisca schien von Anfang an wenigstens kirchlich gesorgt zu sein. War doch schon im Oktober 1851, genau ein halbes Jahr nach Landung der ersten Kolonisten, von Hamburg ein Pastor geschickt worden, der eine evangelisch-lutherische Gemeinde ins Leben rief, die sich in ihrem kirchlichen Leben der Hamburger Agende, wie des Hamburger lutherischen Katechismus und Gesangbuches bediente. Mit großen Opfern hatte die Direktion alles in die Wege geleitet. Aber der Pastor blieb nur einundeinhalbes Jahr. Er konnte sich in die Urwaldsverhältnisse nicht einleben. Und wenn es nun erst mal eine einjährige Vakanz gab, so wirkte die viel schadhafter als eine gleich lange in den geordneten Verhältnissen in Deutschland. Anno 1854 kamen gleich zwei Pastoren, ein lutherischer und ein katholischer. Von diesem wird später die Rede sein. Der lutherische Pastor gab sich alle Mühe, sich einzuleben und hielt 4 Jahre auf seinem Posten aus. Dann aber verließ auch er die Kolonie. Es war vorauszusehen, daß die Direktion nun nicht so schnell einen dritten Geistlichen auf ihre Kosten senden werde. Deswegen mußte der Kirchenvorstand in den kommenden Vakanzjahren gewaltig auf dem Plan sein, weil der lutherischen Gemeinde die Gefahr des Unterganges drohte. Der katholische Geistliche verhielt sich nämlich gegen das verlassene Volk so leutselig, daß er bald dessen Vertrauen besaß.

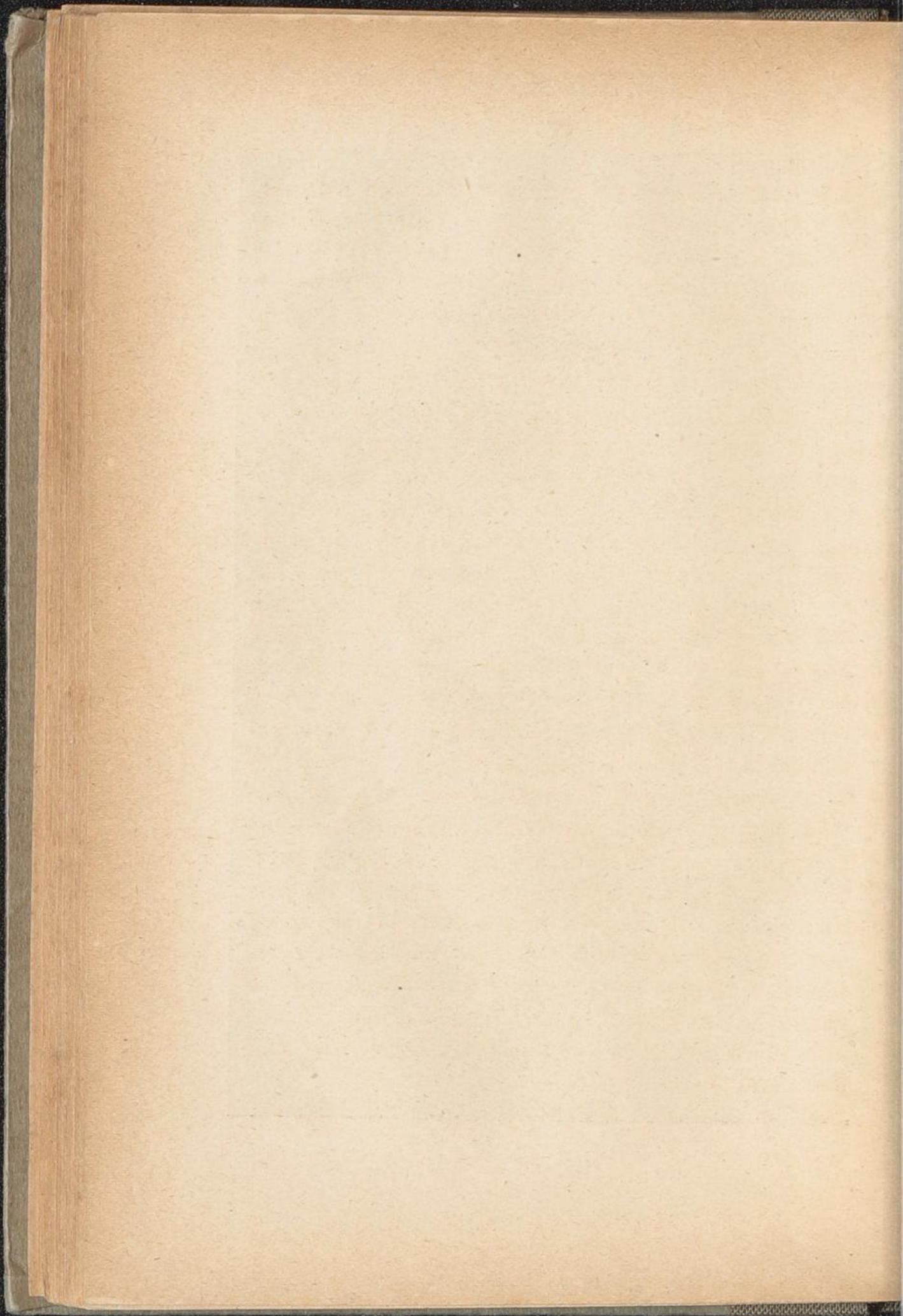
So kam es ganz von selbst, daß man in Not-



Seehafen São Francisco.



Seehafen São Francisco.



fällen seinen Dienst in Anspruch nahm. Nun erwachen in allen solchen Fällen aber immer Verbindlichkeiten, die nur der katholischen Kirche zugute kommen. Die in der Not getauften Kinder galten natürlich als katholisch und wurden später von dieser Kirche reklamiert. So weit sahen aber unsere einfachen Leute nicht. Doch der Kirchenvorstand wies tüchtige Männer auf, die nicht nur bewußt christlich, sondern auch in den Bekenntnissen der Lutherischen Kirche ganz zu Hause waren. Diese Männer haben in einer Gemeindeversammlung auf alle Gefahren hingewiesen, zum solidarischen Zusammenhalt aufgefordert und sich bereit erklärt, sonntäglich Lesegottesdienste und Kinderlehren zu halten, Nottaufen zu vollziehen und für die spätere Bestätigung zu verbuchen, bei Beerdigungen mitzuwirken und in äußersten Notfällen auch Sterbenden das heilige Altarsakrament zu spenden. In jenen kritischen Jahren stand nicht nur die lutherische Gemeinde, sondern auch das Deutschtum der Kolonie Dona Francisca an einem verhängnisvollen Abgrunde. Doch beides wurde unversehrt daran vorübergeführt durch jene mutigen Männer, die aus Sachsen und Pommern stammten und die zum Teil ihr Heimatland verlassen mußten, weil sie zu der großen Schar derer gehörten, die im Jahre 1848/49 für die Freiheit kämpften. Diese Männer sind auch als Beamte durchschnittlich beste Organisatoren und Verwalter gewesen und haben viel beigetragen zur Entwicklung und zum Fortschritt unserer Kolonien.

So gut waren aber die Deutschen, die in andere

Staaten abgewandert waren, und auch die, welche in anderen Gegenden Brasiliens angesiedelt wurden, durchschnittlich nicht daran. Meistens waren und blieben sie ohne jegliche kirchliche Versorgung; bis dann eine Anzahl selbstloser Prediger von St. Christophona bei Basel, die größtenteils aus Württemberg stammten, zu helfen versuchten, ohne irgendwelche Rückendeckung hinter sich zu haben. Diese Männer haben Großes betrieben; doch reichten ihre Kräfte nicht aus.

So ist es gekommen, daß Tausende von Deutschen im Urwalde geboren wurden, die ihre Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche nur durch die empfangene und nicht einmal bestätigte Nottaufe bekräftigen können, die dann weder konfirmiert, noch kirchlich getraut, noch auch sonstwie kirchlich bedient wurden. Noch heute finden unsere Reiseprediger in den Tiefen der Wälder immer wieder Landsleute, die von ihrer Kirche noch nie besucht worden sind.

Unwillkürlich kommt es einem vor, als ob keines Volkes Auswanderer mehr verlassen gewesen sind als die der Deutschen! Bei ihrer Auswanderung erteilte ihnen ihr kleiner Heimatstaat gleich auch die Entlassung aus dem Staatsverband. So war man aller Pflichten gegen sie quitt; und man handelte treulich darnach! Man wollte ihre Hilferufe nach Lehrern und Pastoren nicht hören; aber man konnte ja auch gar nicht helfen. Die deutschen Kleinstaaten waren wie politisch so auch kirchlich nichts weiter als Ohnmachtsstaaten. Es gab auch keinerlei private Bestrebungen oder Vereine, die sich der Verlassenen in Südamerika annehmen konnten.

Tief im Dunkel lag das schlafende Deutschland hinter seinem Ausfallstor: Hamburg! In der Welt draußen kannte man nur des letzteren Flagge. Und in Brasilien nannte man darum alle, die irgend einen deutschen Dialekt redeten, einfach: „Hamburguezes“, d. h. „Hamburger“! —

Dieses Ungekanntsein in der weiten Welt war die schädliche Folge der berücktigten Eigenbrödelei der deutschen Kleinstaaten, die wohl niemals sterben will. Möchte doch die Zeit kommen, die uns der Welt als ein einheitliches Volk und Reich zeigt, das achtunggebietender eingeschätzt wird, als es bisher geschehen konnte.

Der Schulnot suchten unsere Brüder in Brasilien selber zu steuern, so gut das möglich war ohne Lehrer und Rückhalt. In ihren langen Waldstraßen bildeten sie — je nachdem die Entfernungen bedingten — Schulbezirke und -Gemeinden von 20 bis 30 Kilometer Länge, schufen ein einfaches Statut und bauten in der Mitte des Bezirks, also bei Kilometer 10 bis 15, ein schlichtes Schulhäuschen; sie wiesen ihm ein Stück Land zu, dem verheiratete Leute immerhin etwas abgewinnen konnten, das aber unter den Händen lediger Notlehrer nie ausgenutzt wurde.

Solch ein Schulhaus wies gewöhnlich neben einem geräumigen Lehrsaal, der in außeramtlicher Zeit auch Privat Zwecken dienen mußte, noch ein kleineres Wohnzimmer auf, an das sich ein Schlafverschlag anschloß. Die Küche stand auch hier ein Stück vom Haus entfernt. Reichlich Licht fand Zutritt durch Fensterlöcher,

die bei Nacht und Unwetter mit Läden verschlossen wurden.

Die Kinder hatten verschieden weite Wege zur Schule, von 1 bis 15 Kilometer, die sich natürlich durch den Heimweg verdoppelten. Unsere immer barfuß gehenden Kinder laufen sehr behend; aber zu weite Wege in großer Hitze machen sie manchmal doch übermüde. Von regelmäßigem Schulbesuch kann auch keine Rede sein, weil es der Hindernisse viel zu viele gibt, wie zeitweiliges Fieber, Unglück beim Waldschlag, Folge eines Schlangenbisses oder Unpassierbarkeit des Weges infolge einer Überschwemmung. Im Sommer haben wir in der Regel täglich am Nachmittag ein starkes Gewitter, das die Luft reinigt und für die späteren Stunden wie auch für die Nacht erwünschte, angenehme Abkühlung bringt. Zuweilen artet ein solches aber auch in einen Wolkenbruch aus und verhindert den Durchgang durch die Furten, wodurch entweder der Heimweg oder sonst am kommenden Morgen der Weg zur Schule unmöglich wird. Schlangenbisse kommen eigentlich nur aus Versehen vor; vorsichtshalber sollte man nie liegen gebliebenes Unkraut oder was sonst in Haufen liegt, auch kein beisammenliegendes zerkleinertes Brennholz freihändig aufheben, sondern nur mit einer Gabel oder einem hölzernen Haken, weil die Schlangen gern solche schutzbietenden Schlupfwinkel aufsuchen. Werden sie nun in ihrer Ruhe gestört, so schlagen sie mit ihrer fürchterlichen Giftzahnwaffe zu. Dringt der Biß in eine Hauptader ein — das kommt aber sehr selten vor, weil die Adern leicht zur Seite

springen —, dann ist der getroffene Mensch unrettbar verloren; es tritt sofortige Blutzersehung ein, die in einer halben Stunde zum Tode führt. In den 16 Jahren meines Draußenseins ist in meinem Gemeindebezirk, der 400 Quadratkilometer umfaßt, kein einziger solcher Fall vorgekommen; in den Nachbargemeinden hat es in dieser Zeit vier derartige Todesfälle gegeben.

Gewöhnlich dringen die Giftzähne nur in das Muskelfleisch ein; das entladene Gift erzeugt Schwellungen und große Schmerzen und führt auch zur Blutzersehung, wenn keine Gegenmittel in Anwendung gebracht werden. Als solche kennen wir mancherlei: Bananensaft, der aus einer schnell abgehauenen Bananenstaude hervorblutet, wird sowohl getrunken als auch zur Waschung der Bißwunde verwendet; von dem Ausaugen des Giftes muß abgeraten werden, weil es furchtbare Wirkungen an dem Helfer hervorruft, wenn er auch nur eine geringste Verletzung des Zahnfleisches oder einen frankten Zahn hat; ziemlich sicher helfen auch sofortige Einspritzungen mit einer Lösung von hypermangansaurem Kali und am aller sichersten eine solche mit einem aus Schlangengift hergestellten Serum.

Diese letztgenannten Mittel und ganz besonders die dazu nötigen Injektionspritzen sind aber in den meisten Fällen gar nicht zur Hand; somit bleiben die Leute eben auf den überall vorhandenen Bananensaft angewiesen; doch ist hierbei ebenso wie bei allen andern Mitteln eine schnelle gute Wirkung immer nur dann

zu erzielen, wenn der Patient trotz der starken Schmerzen und des durch seine Glieder rieselnden Frostgefühls sich in scharfe Bewegung setzt und unaufhörlich hin und her, oder rundum läuft, bis er in Schweiß gerät. Dann bricht sich die Wirksamkeit des Giftes und es wird ausgeschieden. Die Kenntnis dieser Dinge gehört mit in den Lebenskatechismus unserer Kinder.

Mit einer Schwanken Rute, die man immer leicht zu Händen hat, versetzt man der kampfbereiten Schlange etwa 10 bis 20 Zentimeter unterhalb des Kopfes einen kräftigen Schlag, durch den ihr das Rückgrat zerbrochen wird; so ist sie kampfunfähig gemacht und kann vollends abgetan werden. Nie aber darf man den eben genannten Schlag mit dem scharfen Waldmesser führen. Ein wuchtiger Schlag führt in diesem Fall schräg von oben nach unten und läßt abschnellend wieder nach oben aus, sobald er das Ziel erreicht hat. Wird nun die schnellende Bewegung mit dem Säbel ausgeführt, so kommt der Schlangenkopf in kräftigem Flug auf den Angreifer zu und trifft ihn am Kopf oder am Rumpf, der nur mit einem leichten Hemd bedeckt ist. Dringen hierbei die giftgefüllten Zähne in das Fleisch, so tritt schnellste Rumpfergiftung ein, gegen die kein Gegenmittel mehr hilft.

Liegt die Schlange aber mit durchschlagenem Rückgrat da, dann wird sie in der Weise erledigt: Man bohrt mit dem Waldmesser abseits vom Wege ein Loch in die Erde, schneidet nun den Schlangenkopf ab und rollt ihn hinein. Das Loch wird verschlossen und festgestampft. Der Schlangenkopf muß auf diese Weise

unschädlich gemacht werden, weil sonst andere Barfußgänger auch nach Tagen sich noch vergiften könnten, wenn sie mit den scharfen Zähnen in Berührung kämen. Ist der Kopf aber so begraben, so schneidet man aus dem Busch eine lange Gabel, spitzt sie an und treibt sie an dieser Stelle fest in den Boden; dann hängt man den meist riesigen Schlangenleib — je nach Liebhaberei — enthäutet oder mitsamt der Haut über die Gabel zu einem Zeichen der vollzogenen Tat. Es liegt ein großer, von Nächstenliebe zeugender Ordnungssinn in dem allen! Ließe man z. B. auch nur den ganz ungefährlichen kopflosen Schlangenleib liegen, so würde man alle späteren Passanten erschrecken und unnötig aufhalten. Auch im Urwald muß alles sein Recht haben!

Es denke aber niemand: Schlangentöten sei nur Männersache! Den dazu nötigen Mut zeigen auch die Frauen und unsere Knaben und Mädchen. Der Mensch ist ja so überragend geschickt geschaffen, daß er die Herrschaft über jegliche Kreatur besitzen kann und soll. Er muß nur seine fünf Sinne gesund anwenden!

VIII.

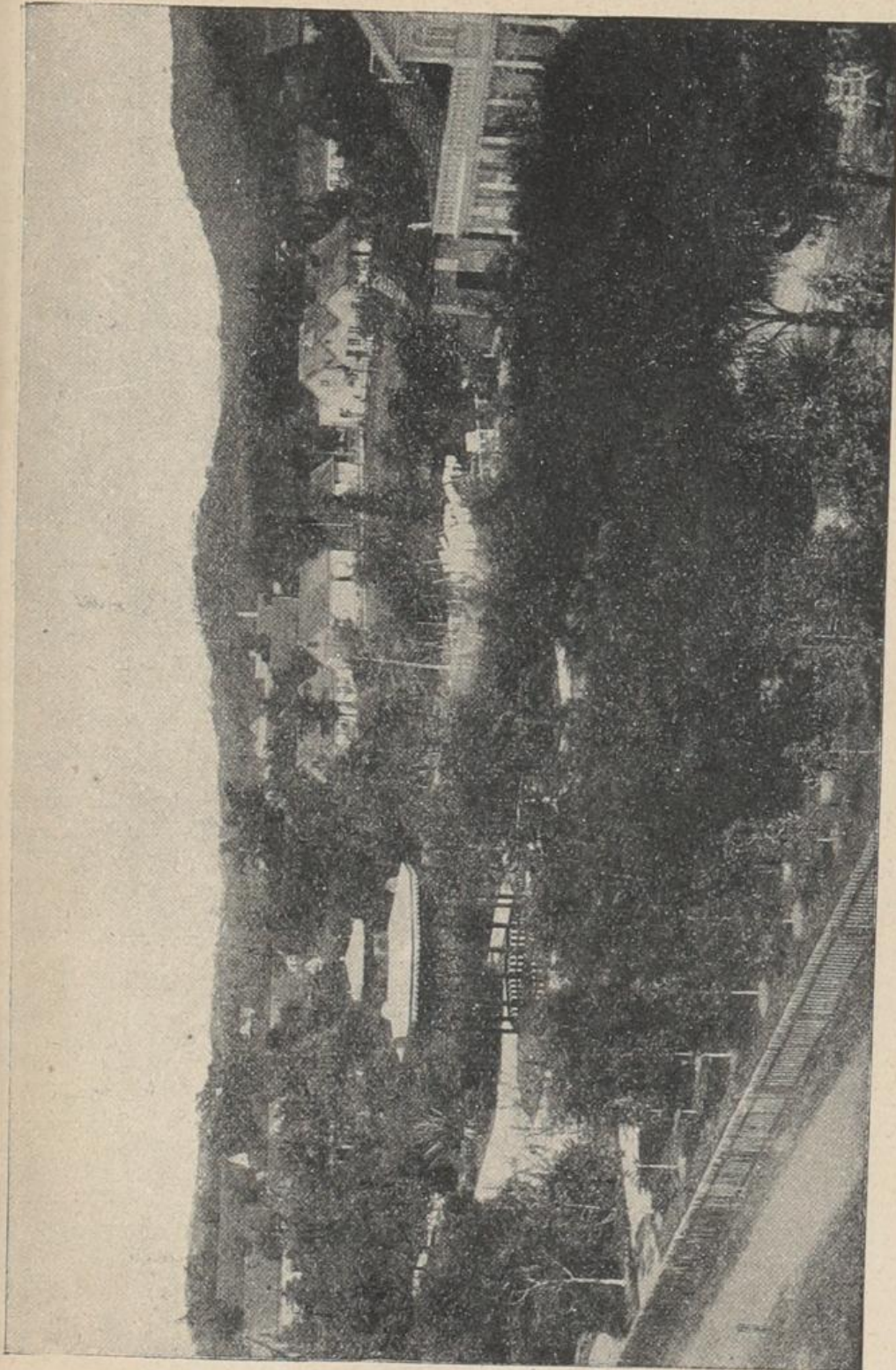
Die Notlehrer- und die falschpfarrer-Not.

Die größte Not tritt zutage, wenn wir auf das Lehrertum blicken. Weil Lehrer aus Deutschland nicht zu haben waren und es dortzulande auch keine Lehrer-

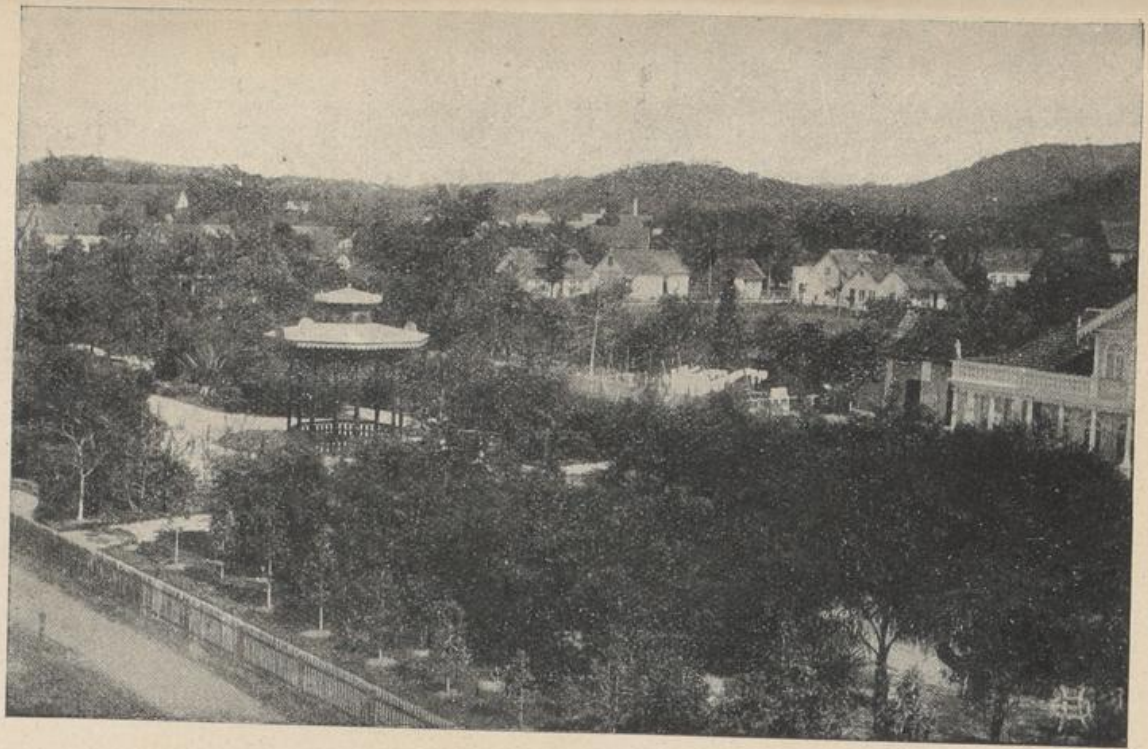
seminare gab, der brasilianische Staat sich auch nicht um die Schulen kümmerte, so stellten die Deutschen eben Notlehrer an. Das waren solche Leute, die entweder wegen körperlicher Schwäche oder um des Alleinseins willen keinen Kampf mit dem Urwald aufnehmen konnten, die aber in ihrer Heimatschule etwas gelernt hatten. Aus dieser Schicht, die nie sehr stark vertreten war, ging mancher zuverlässige Notlehrer hervor, der unserem Volk, so gut er es konnte, ein Führer und Helfer geworden ist. Oder es waren solche Leute, die im alten Vaterland irgendwie unmöglich geworden waren, draußen aber auch nicht arbeiten mochten, am liebsten durch die Kolonien wanderten und sich das Trinken und andere Laster angewöhnten. Die waren leider in der Mehrzahl. Auch sie griffen in der Not nach Notlehrerstellen.

Den meisten fehlte leider der sittliche Wille und noch mehr die Kraft, sich selbst zu bessern und wieder stetig und arbeitsam zu werden. In Kürze traten ihre bösen Angewohnheiten ans Licht, und dann war auch bald das Bleiben unmöglich. So gab es sehr häufigen Wechsel im Notlehreramte, und die schlechten brachten auch die wenigen guten in Verruf, so daß man bei Neuangeboten von vornherein jede Hoffnung auf eine bessere Lehrkraft begraben hatte. Jeder Stand wird schließlich behandelt, wie er es verdient. Je mehr aber der unentbehrliche Notlehrerstand die Liebe und Achtung des Volkes verlor, desto weniger wurde zu seiner Unterhaltung aufgebracht.

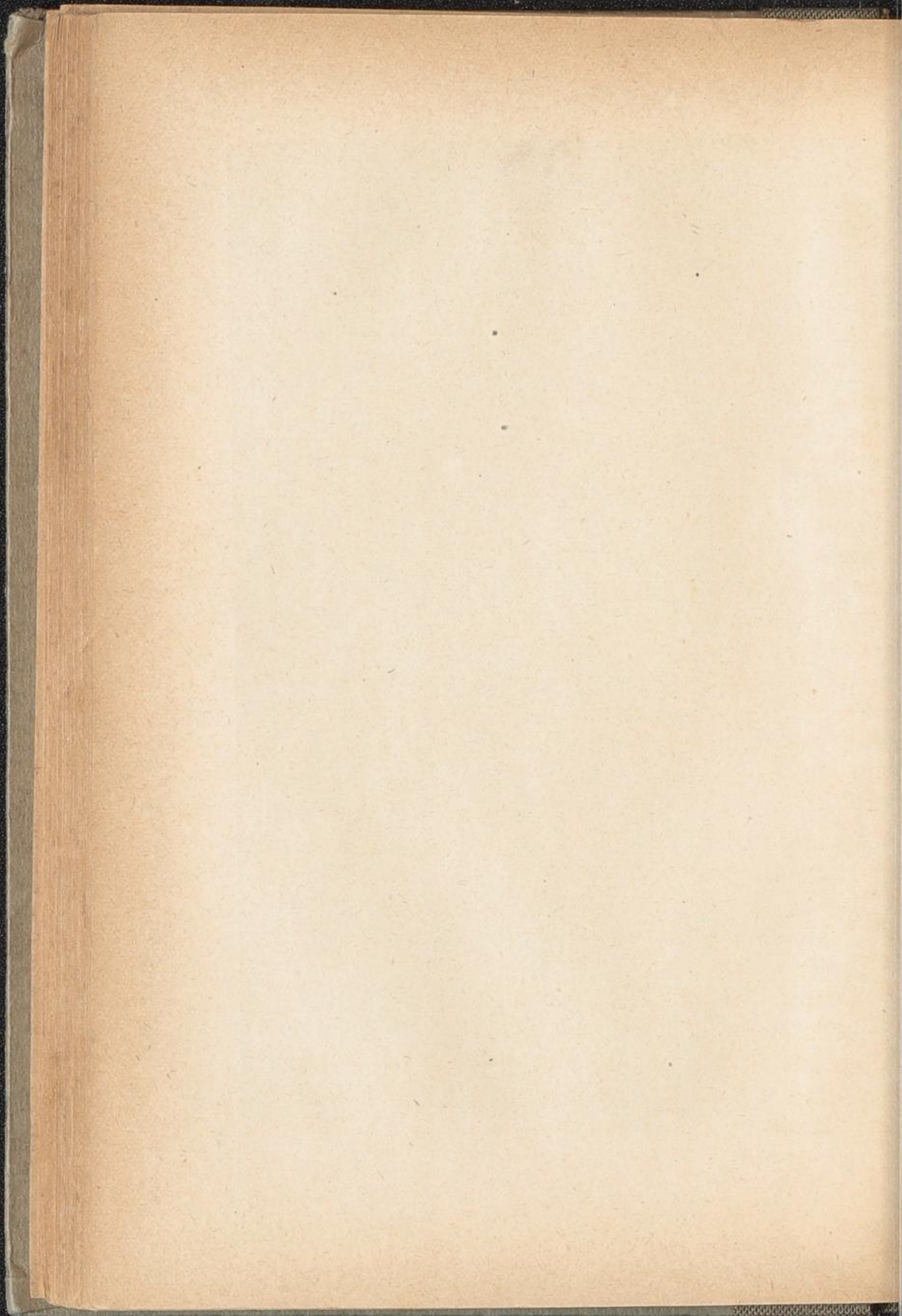
So ist manches Notlehrerleben das geworden,



Gartenstadt Yonkers.



Gartenstadt Joinville.



was wir ein „Hundeleben“ nennen; keine Familie, kein Sonnenschein, kein Friede, keine reine Freude! So führt so mancher Bedauernswerte trotz der Tropen-sonne ein erfrorenes Leben im kalten Schatten. Es ist nicht zu entschuldigen, aber zu verstehen, daß solche Stiefkinder des Glücks im Glase allein einen stillen, das Gewissen zur Ruhe bringenden Freund vermuten.

So hatten und haben die Kinder in den Urwäldern oft nur schlechte Vorbilder und viel, viel Ferien. Wenn dann der Vater nicht sehr energisch ist, wenn die häusliche Überwachung auch schlafen geht, dann wächst unsere Jugend so heran, daß sie trotz aller Opfer bei ihrer Heirat kaum ihren Namen kriegeln kann. Das große Analphabetentum unter dem deutschen Nachwuchs im Urwald ist nur eine Frucht dieses Notschulwesens. Zeit und Geld haben unsere Brüder immer wieder geopfert für die als gut erkannte Sache. Wir werden später sehen, wie geholfen werden kann und muß.

Mit diesem traurigen Kapitel verwandt ist auch das Pseudo-, d. h. Falsch-Pfarrertum, das sich lange Jahre im brasilianischen Urwald breit machte. Ganz ähnlich veranlagte Leute, die noch ein wenig auf ihre äußere Erscheinung gaben und mit Energie nach einer besseren Lebensstellung strebten, kamen auf den Gedanken, sich mit Chorrock, Baret, Bäffchen und den allernötigsten Büchern zu versehen. Dann gingen sie in Waldgebiete, wo man sie noch nicht kannte, und stellten sich als aus dem Vaterland zu Hilfe geschickte Pastoren vor. Und das Volk, das so lange vergeblich

gewartet hatte, glaubte und griff mit Freuden zu. Die Sache machte Schule; bald gab es einige hundert solcher Falschpfarrer, die ihre Gemeinde durch einen Kontrakt auf Jahre gebunden hatten und die leider auch ihren Rückhalt fanden an allerlei einflussreichen unordentlichen Leuten. Da zogen sich die Stillen im Walde vom Gemeindeleben zurück, fielen aber gewöhnlich später irgendwelchen Sektierern in die Hand.

So ist der lutherische Kirchengarten zertreten und verdorben worden. Diese Falschpfarrer, deren es beim Kriegsausbruch in Rio Grande do Sul noch über drei Duzend gab, wurden im Volksmund nur „Schnapspfarrer“ genannt. Sie haben das pfarramtliche Ansehen so untergraben, daß es später jahrelange Geduld kostete, bis das Amt wieder zu Achtung und Ehren kam. Ja, die Deutschen in Brasilien waren beispiellos verlassen. Es mag bei andern Völkern ähnlich gelegen haben; aber keines kann unter diesen Entbehrungen so gelitten haben wie unsere Brüder, die von Hause aus eine gute Pflege in Schule und Kirche gewohnt gewesen waren.

IX.

Der Kirchenbau und der Kampf um die heiligsten Güter.

In der Kolonie Dona Francisca und am Stadtplatz Joinville stand es ja in diesen Dingen weit besser, obgleich auch alle obgenannten Wehen durchkostet wer-

den mußten. Die Jahre 1858 bis 1862 hielten das Volk gewaltig in Atem, denn es wurden in dieser Zeit zwei stattliche Kirchen, eine lutherische und eine katholische, erbaut. Da gab es viel Gelegenheit zu kräftiger Mithilfe durch freiwillige Beiträge oder Materiallieferungen, oder auch durch lohnloses Mitarbeiten. Jeder hat sich nach seinem Vermögen und Können freudig daran beteiligt. Und weil es eine Opferzeit war, so war es auch eine Segenszeit. Beide Kirchen sind ohne Turm gebaut; die katholische, weil die Mittel dazu nicht reichten, und die lutherische, weil die Jesuiten die Gesetzgebung so beeinflussten, daß Kezer nur unauffällige Bethäuser, ohne Turm und ohne Glocken und ohne ein äußeres Kennzeichen haben durften. Erst in den Zeiten der Republik wurde es möglich, mit freiwilligen Gaben einen Turm zu bauen und drei Glocken aus Bochum zu beschaffen.

Welch tiefgreifenden Einfluß die Jesuiten zur Zeit des Kaiserreiches auf die Gesetzgebung hatten, zeigt uns auch der notwendig gewordene Kampf um die Ziviltrauung, d. h. aber eigentlich: um die Erhaltung des lutherischen Glaubens! Nach dem Gesetz durften nur die Jesuiten rechtsgültige Trauungen vollziehen. Protestanten, die zur Einsegnung ihrer Ehe deren Dienst in Anspruch nehmen wollten oder mußten, wenn sie nicht in wilder Ehe leben mochten, wurden ersucht, katholisch zu werden. Darauf ging nun kaum einer ein; die nächste Bedingung war dann aber: eidlich zu versprechen, daß die Kinder katholisch getauft und erzogen werden sollten! Bei Mischehen hatte die

katholische Kirche stets den Vorzug, und die Kinder mußten unbedingt ihr zugeführt werden.

Für Dona Francisca-Joinville ruhte die Gefahr insofern teil- und zeitweise, als die aus Hamburg geschickten, beglaubigten lutherischen Pastoren wenigstens die rein protestantischen Paare gesetzlich gültig trauen durften. In Vakanzzeiten fiel aber dies Vorrecht für uns hin, und wir waren ebenso schutzlos wie alle deutschen Glaubensgenossen im brasilianischen Wald. Da haben die Bedrückten bei der Regierung so nachdrücklich Vorstellung erhoben, daß sie in Ansehung ihrer Bedeutung für die Hebung des Landes schon in den fünfziger Jahren das Recht bekamen, sich gerichtlich, also zivil-amtlich trauen zu lassen. Diese Ehe galt dann vor dem Gesetz, und unser Volk konnte seines Glaubens leben. Das war der Kampf um die heiligsten Güter.

Wäre er nicht glaubensmutig und siegreich durchgekämpft worden, dann hätte der religiöse Widerpart den Triumph davongetragen, in wenigen Generationen das gesamte lutherische Aekertum durch Aufsaugung zu erdrücken. Und damit hätte in ganz logischer Folge auch das Deutschtum den Todesstoß erhalten, weil es bei einer internationalen Religion, deren Pflege fremdsprachig gehandhabt wird, auf die Dauer unter fremden Völkern nicht bestehen kann.

X

Die erste ordentliche Schule am Stadtplatz.

Ein lichtereres Bild: von der Errichtung der ersten ordentlichen Schule möge folgen. Der im Jahre 1854

mitgekommene katholische Pastor entpuppte sich bald als tüchtiger Schulmann. Weil seine Gemeinde sehr klein war, hatte er auch viel Zeit und machte deshalb eine Schule auf, die wohl nie über den Rahmen einer deutschen Bürgerschule hinausging, daneben aber volle Rücksicht nahm auf die Landesverhältnisse; auch die Landessprache wurde lebendig gelehrt; religiös beeinflusst wurden die größtenteils lutherischen Schüler nie; dazu waren sie ihren Religionslehrern zuständig. Die Schule gedieh und wuchs zusehends. Da gab es bald Feuer und Flamme für den Bau einer großen, schönen Schule. Aber woher das Geld nehmen. Die Weisheit einiger Stadtväter half. Die Deutschen tanzen unter dem Tropenhimmel besonders gern. Da wurde vorgeschlagen, eine erkleckliche Tanzsteuer zu erheben und diese ganz dem Schulhausbau zufließen zu lassen. Alle waren einverstanden und richteten in der Folge noch manches Extratanzkränzchen ein, weil es ja für einen guten Zweck war. So kam durch Auf- und Zusammenbau von zwei Seiten- und einem Mittelflügel in wenigen Jahren das lichte, luftige, zur Schule bestgeeignete, acht Säle aufweisende Gebäude zustande, das im Bilde die Inschrift: „Grupo Escolar. Conselheiro Mafra.“ trägt. Bei dieser er-
tanzten Schule hieß es später: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ Weil sie nämlich aus Steuergeldern erbaut war, so war sie ein dem Gemeinwesen gehöriges öffentliches Gebäude. Darum konnte es die Regierung im Jahre 1902 einfach beschlagnahmen und in eine Regierungsschule umwandeln.

Vierzig Jahre lang hat der katholische Geistliche unsere Stadtjugend so gut geschult, wie es nach ihm kaum wieder erreicht wurde. Seine Methoden und sein Lehrplan sind heute noch der Nachahmung wert.

XI.

Wie die Deutschen fremdbürger wurden.

Es sei noch einmal festgestellt, daß die Deutschen seit ihrer Auswanderung ganz und gar ohne Staatsangehörigkeit waren. Sie lebten in einer fremden Welt, in die sie sich erst eingewöhnen mußten. Sie trugen deutsche Vor- und Geschlechtsnamen. In ihrer Brust schlug ein deutsches Herz. Sie redeten auch die deutsche Sprache und liebten sie. Aber sie waren keine deutschen Bürger mehr, d. h., keine Mecklenburger, Hannoveraner oder Sachsen. Und doch wurde es ihnen schwer, sich um eine andere Bürgerschaft zu bewerben. Da kam Brasilien ihnen weit entgegen, indem es ihnen das Bürgerrecht zuerkannte, wenn sie über zwei Jahre im Lande weilten und keinen Protest dagegen erhoben hatten. So konnte man also in jenen Zeiten, als die Deutschen nur geschätzt und nicht gefürchtet wurden, förmlich im Schlafe Fremdbürger werden. Wollte aber jemand noch schneller dazu kommen, so brauchte er sich nur dazu zu melden.

In neuerer Zeit, besonders im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg, kehrte sich das Verhältnis um. Brasilien wurde in Rücksicht auf die geglaubte „deutsche

Gefahr“ so vorsichtig, daß es Anträge auf Erwerbung des brasilianischen Bürgerrechts jahrelang unerledigt liegen ließ, um sie dann am liebsten abzuweisen.

Ich aber muß beim Gedenken der alten Zeiten ausrufen: Wie einfach und leicht hätte das neugegründete Deutsche Reich doch Hunderttausenden, ja Millionen verlorener Reichskinder zur rechten Zeit den Weg aufmachen können zur Rückeinbürgerung, wenn es allen unbescholten gebliebenen Auslandsdeutschen in ähnlicher Weise entgegengekommen wäre wie einst das alte Brasilien!

Anfangs der siebziger Jahre wären große Scharen freudig wieder in den deutschen Staatsverband eingetreten; und die Welt hätte darin gar nichts Verwunderliches gefunden. Doch hin ist hin! Sorgen wir wenigstens dafür, daß wir in Zukunft keine Reichsbürger mehr im Schlafe verlieren!

XII.

Das Luthertum erhält das Deutschtum.

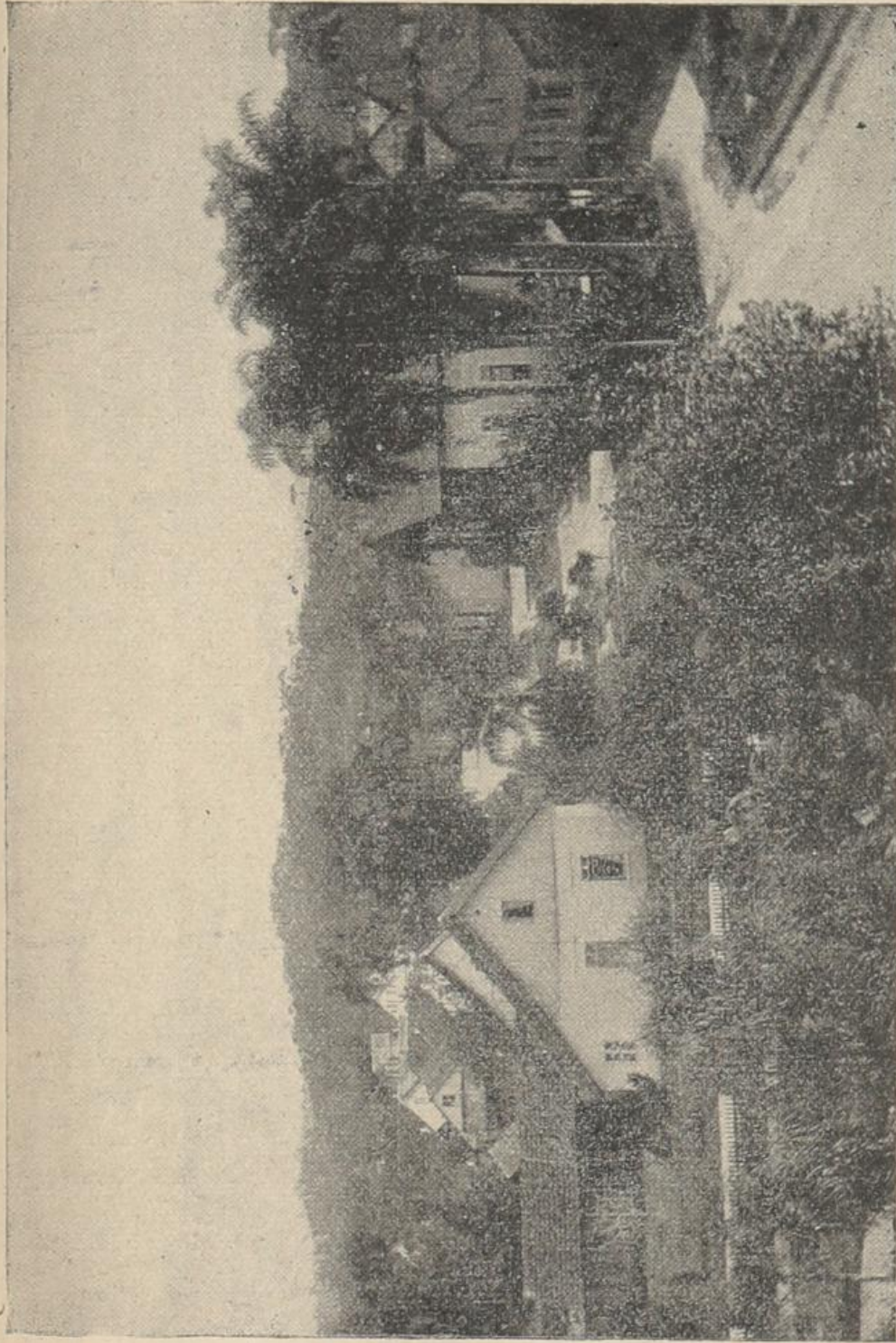
Wir sehen also, wie leicht es den Deutschen gemacht wurde, ihr Deutschtum zu vergessen und aufzugeben. Das Entgegenkommen bei den Brasilianern war weit größer als die kalte Sprödigkeit der Heimatbehörden. Und doch blieben sie innerlich und äußerlich deutsch, wenngleich sie und ihre Kinder Bürger der neuen Heimat geworden waren. Zum Deutschbleiben bedurfte es aber keiner patriotischen Feiern und Reden — woher sollten die vor 1870 auch kom-

men? — Es bedurfte auch keines Werbemittels. In seinem Luthertum hatte jeder die unabweisbare innere Triebkraft, ein Deutscher zu sein und zu bleiben. Mochte die Schule in den Waldstraßen auch herzlich wenig taugen, so hatte man doch die zum lutherischen Kult nötigen Bücher: Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Gebet- und Predigtbuch in deutscher Sprache und in deutschem Geist als gute Genien in der Urwaldshütte und im Herzen. Das gab Halt und Kraft, die echte deutsche Beharrlichkeit erzeugte und auch jenen Volksgenossen zugute kam, die ohne Anlehnungsmöglichkeit an die feststehende Masse zum Aufgehen in fremdes Volkstum verurteilt gewesen wären.

Man vergegenwärtige sich doch einmal den sich immer wiederholenden Vorgang in den Waldwinkeln. Da gab es da und dort einen Mann, der sich nicht scheute, mit seinen Glaubensgenossen, die sich Sonntags in seiner Hütte oder im Schatten des nah gelegenen Waldes versammelten, kraftvolle deutsche Choräle zu singen, mit ihnen zu beten und ihnen mit aus der Seele geborenem Ausdruck eine Predigt vorzulesen!

Und wie mancher dadurch geweckte gute Gedanke wurde nachher der Anlaß zu einem guten Gespräch. Dabei wurde der deutsche Mensch in seiner innersten Tiefe erfaßt, ganz anders, als das mit deutschsprachigem Scherzen möglich ist. — Ein solcher Gottesdienst wirkte durch die ganze Woche nach, wie es ja auch sein soll.

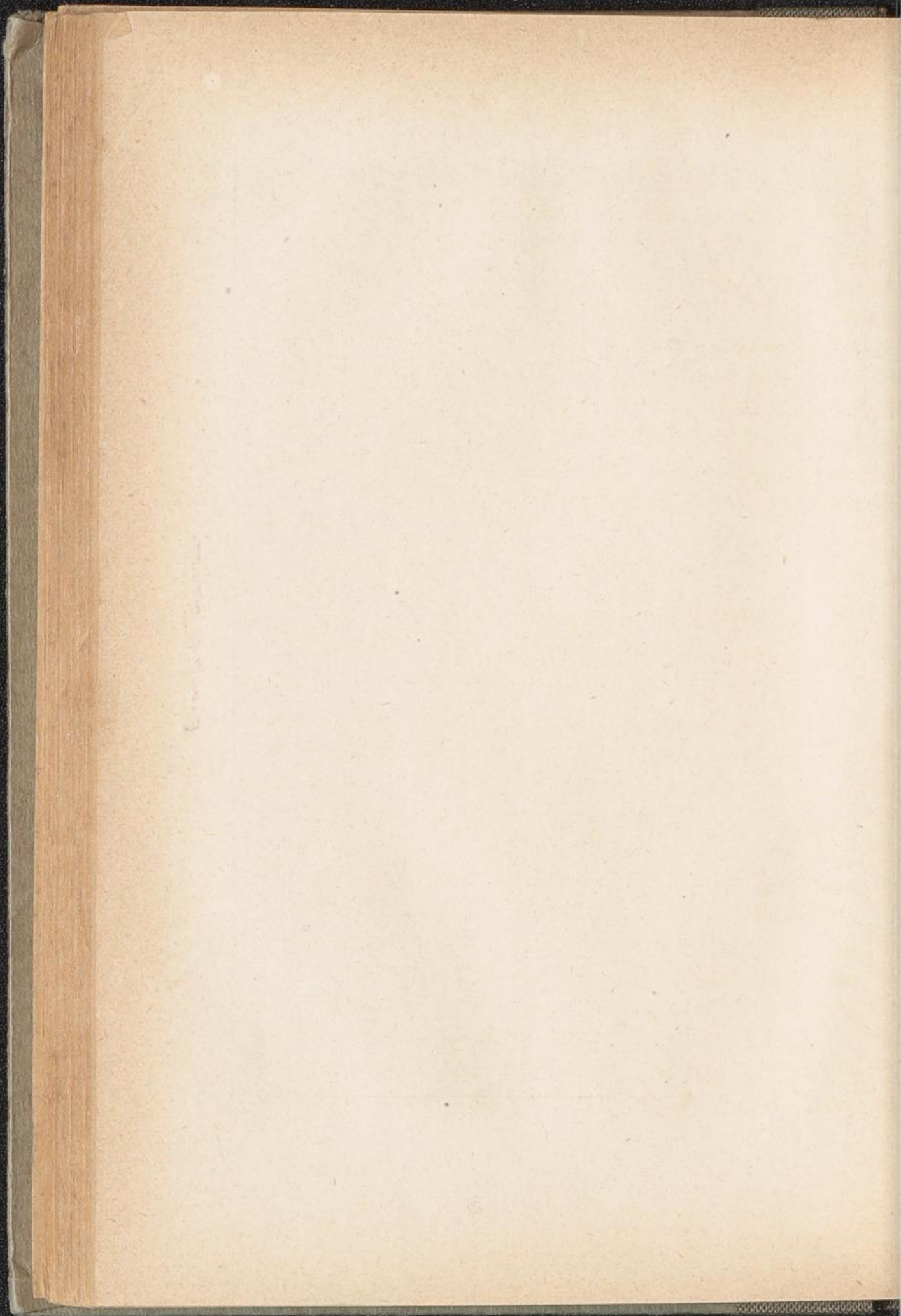
Auch manche treue Großmutter oder Mutter wirkte in gleichem Sinn und Geist an der sonst so



Gortensdorf Gortensville.



Gartenstadt Joinville.



arg vernachlässigten Jugend. Ging das Lesen nicht, dann sagten sie den Kindern die Kernsprüche der Heiligen Schrift, auch die wichtigsten Lieder aus dem Gesangbuch, oder die Lehren aus dem kleinen Katechismus D. Martin Luthers immer wieder vor, bis solche heilsamen Stücke in Gedächtnis und Herz haften blieben als besondere Kraftgaben für das Leben. Bei solchen Gelegenheiten erfuhren die Kinder auch die biblischen Geschichten; und wie aller Vortrag deutsch war, so wurde auch gründliches deutsches Nachdenken und heilig-deutsches Leben dadurch geweckt.

XIII.

Miterhalter des Deutschtums sind gemeinnützige und gesellige Vereine und die deutschen Zeitungen.

Es gab natürlich auch andere Faktoren zur Erhaltung deutscher Eigenart in den schnell entstehenden gemeinnützigen und geselligen Vereinigungen. Die sangesfrohen Schweizer gründeten den Gesangverein Helvetia und die deutschen Sänger den Sängerbund; als dritter Wettbewerber im Sängerkrieg trat dann auch noch der Verein Concordia auf den Plan. Regelmäßig, mindestens einmal wöchentlich, wurde geübt und der brüderlichen Gemeinschaft gepflogen. Ein Verein spornte den andern zu den besten Leistungen an. Zuweilen wirkten sie zu einem guten Zweck auch gemeinsam. Und solange noch kein Kirchenchor bestand, haben die Gesangvereine auch manchen Gottes-

dienst mit gutem Vortrag schöner Choräle und Motetten gehoben. Wann, wo und was sie auch sangen: es war immer das „deutsche Lied!“ Und das ist beim Vortrag immer entbundener deutscher Geist, der das ganze Wesen des Sängers und des Hörers erfasst und durchdringt. In der Fremde wird der Deutsche durch das deutsche Lied immer deutscher, wenn ihm auch das Konsulat versichert, daß er gar kein Deutscher mehr ist. Auch ist er eigentlich der einzige Sänger im fernen Lande. Der Brasilianer hat kein Lied im deutschen Sinn; er kennt auch keine Gesangvereine.

Diesem singenden Heer stellt sich hoch- und gleichwertig zur Seite der deutsche Turnverein, in dem genau so Gutes geleistet wird wie im alten Vaterland. Die Turnergruppe, die auch stets eine etwa 100 köpfige Jugendgruppe besonders pflegt und manche öffentliche Schauausstellung veranstaltet, ist jederzeit ein Muster empfehlenswert ordentlichen Deutschtums. Die Frucht der gymnastischen Übungen kann ja auch gar keine andere sein.

Auch durch Dilettanten-Theater- und Musik-Vereine, die in dem weltfernen Winkel so manches nicht zu schwierige Stück gut zum Vortrag bringen — es sind zwei derartige Vereine, die regelmäßig monatlich etwas bieten, — wird das deutsche Volkstum gepflegt und erhalten. Demselben Zweck dienen auch die fleißig schießenden Schützenvereine, die mit der ebenfalls scharf schießenden freiwilligen Feuerwehr für Unruhzeiten als Bürgerwehren auftraten, während des Weltkrieges jedoch

entwaffnet worden sind. Die Feuerwehr besteht seit Gründung der Kolonie. Sie übt unermüdlich jeden Mittwoch Abend bei elektrischer Beleuchtung, obgleich nur sehr selten ein Brand entsteht. Während der Übungen konzertiert ihre eigene Kapelle. Ihre militärisch exakten Exerzitien sind selbstredend Förderer und Erhalter deutschen Wesens. Diese Vereine alle könnte man Schulen des Lebens nennen, denen die deutschen Vereinschulen die Rekruten heranbilden.

Auch des Zeitungswesens müssen wir hier gedenken. Gleich in den ersten Jahren nach der Koloniegründung erschien, von gut deutschen Männern geleitet, die „Koloniezeitung“, die immer Berichte aus der alten Heimat brachte und sonst in jeder Weise den Interessen der Kolonie und der Kolonisten diente. Sie ist später zu einem bedeutenden Blatt herausgebildet und mit einer leistungsfähigen Lithographie verbunden worden. Eine andere, viel später gegründete Zeitung, die notwendig wurde, als die wachsende Bevölkerung sich in verschiedene politische Lager spaltete, heißt die „Joinvillenser Zeitung“, die ebenfalls in deutscher Sprache erscheint und auch einen großen Leserkreis hat. In einer besonders wichtigen Wahlkampfzeit, als beide deutschen Zeitungen an einem Strang gegen die Regierung zogen, erschien eine dritte, die „Fackel“, in deutscher Sprache, natürlich nicht um das Deutschtum zu pflegen, sondern vielmehr nur um in der allein verstandenen Sprache dem Volk die Vorteile zu zeigen, die aus einem Mitgehen mit der Regierung fließen. Die Fackel ist bald nachher wieder erloschen.

Im Jahre 1905 endlich kam es auch zum Zusammenschluß einer Anzahl von lutherischen Kirchengemeinden und zur Gründung einer Synode. Seit her gibt diese Synode monatlich ein „Evang. = Luth. Gemeindeblatt“ heraus, das bis auf 700 Kilometer Entfernung in die Urwälder verschickt wird.

Seit zwei Jahren, d. h. seit Brasilien mit Deutschland im Kriege liegt, ist diesen drei Blättern das Erscheinen verboten worden. Wir sind aber überzeugt, daß diese Kriegsmaßnahme mit Friedensschluß wieder aufgehoben wird, zumal Brasilien ja auch englische, französische, italienische und sogar syrische und japanische Zeitungen zugelassen hat. — Unsere Bücher bezogen wir aus Deutschland; zwei Buchhandlungen befinden sich dazu am Stadtplatz.

XIV.

Die Abwanderung und deren Nutzen.

Wiederholt ist schon angedeutet worden, daß unter den Tausenden von Einwanderern sich viele befanden, die in der Kolonie kein Fortkommen finden konnten, weil sie entweder Einspänner oder jung verheiratete Leute waren, die mit dem wilden Wald nicht fertig werden konnten. Wenn solche nun zum Unglück auch kein Handwerk erlernt hatten, oder aber gerade das ihrige schon überstark am Stadtplatz vertreten war, dann mußten sie abwandern; denn eine Rückkehr in die Heimat war gewöhnlich nicht gut möglich, auch wohl gar nicht gewollt.

Die Abwanderer zogen durchschnittlich auf das

Hochland in die Staaten Paraná und São Paulo, wo sowohl die Wahlverhältnisse als auch die Lebensbedingungen ganz andere waren. In jenen Staaten setzten sie sich entweder in schon vorhandenen Orten zu deutschen Kolonien zusammen, oder sie legten den Grund zu später gut aufblühenden Ortschaften. Es liegt nicht im Rahmen dieses Buches, auch über jene Kolonien Bericht zu erstatten; aber soviel muß doch gesagt werden, daß die Kolonie Dona Francisca-Joinville durch diese Abwanderung die Mutter vieler, inzwischen stattlich entwickelter und für die deutsche Sache auch bedeutender Kolonien geworden ist.

Und die Töchter haben ihre Mutter nie vergessen; sie haben an allen ihren Freuden und Leiden innig teilgenommen. Auch bestanden gewöhnlich von Anfang an volks- oder familienverwandtschaftliche Verbindungen; oder es kamen im Lauf der Jahre derartige Beziehungen immer wieder neu zu stande.

Somit gab es vielerlei Veranlassungen zu Besuchen und Gegenbesuchen oft auf Entfernungen bis zu 200 Kilometer, die in der alten Zeit barfuß oder zu Pferde zurückgelegt wurden. Man wundere sich nicht über die Barfußläufer. Sie sparen das Schuhwerk nicht aus Geiz, sondern aus praktischer Bequemlichkeit. Den meisten Waldmenschen ist der Stiefel oder Schuh ein ungewohntes Kleidungsstück geworden; sollte jemand nun ausnahmsweise doch wieder einmal in ein solches einzuschlüpfen für passend finden, so trägt er diesen, die Füße belästigenden Zierat so lange als möglich im Gepäck, das ja auch die Be-

fuchskleider birgt. Übrigens kommt ein Barfußläufer fast immer ebenso schnell an das Ziel wie ein Reiter, wenn es sich um so lange Strecken handelt; denn er kann weit mehr Tagesstunden unterwegs sein als der Reiter, der immer wieder Rücksicht zu nehmen hat auf das Reittier, weil dieses, wenn es sein Recht nicht bekommt, Schaden leidet.

Zudem ist Barfußlaufen eins der angenehmsten Vergnügen, die es in den Tropen und Subtropen gibt; wenn nämlich der Mensch körperlich mit der Erde in Berührung bleibt, dann erfährt er die große Wohltat, daß die durch die Bewegung erzeugten überschüssigen Hitzenergien fühlbar in die Erde abrinnen. Der Barfußgänger ermüdet nie so leicht wie der Schuhträger.

Leider sind wir führenden Persönlichkeiten, ganz besonders soweit wir in Städten wohnen, durch die bestehende Sitte gezwungen, immer gestiefelt zu sein. Und wenn ich dennoch dem Barfußgehen ein Lied zu singen weiß, so quillt dies aus heimlich gemachten Erfahrungen. Es ist wirklich eine Wohltat, nach des Tages Last und Hitze wenigstens am stockdunkeln Abend im feuchten Gras mit blanken Füßen spazieren zu gehen! Und genau so wohl bekommt es, Ferientage barfußlaufend im Urwald zu verbringen.

Jene zwei Möglichkeiten, einander zu besuchen, bestehen heute noch und werden noch manchmal in Anspruch genommen; aber wir sind ja inzwischen zu guten Wegen und Schiffs- und Eisenbahnverbindungen gekommen; deswegen sehen wir auf unseren Straßen auch Autos und Motorräder.

So hat also die dauernde Abwanderung keinerlei Schaden, sondern mit den Jahren nach innen und außen viel Nutzen gebracht; und die immer wieder sich knüpfenden familiären Verbindungen steuern ein gut Stück der gefährlichen Inzucht. Das ist ein Hauptnutzen, der von den Töchterkolonien der Mutterkolonie zufließt, wie er sich auch umgekehrt segensreich geltend macht.

Die Kolonie Dona Francisca hat selbstverständlich nicht immer gleichmäßig gedeihlich aufwärts entwickelt werden können; es hat vielmehr einige sehr ernste Krisen gegeben, die ihren Bestand in Frage stellten. Und zum endlichen Sieg über alle Schwierigkeiten haben nicht nur die von der prinzlichen Verwaltung und vom Kolonisationsverein erneut und auf langes Ziel hineingesteckten Geldsummen geholfen, sondern auch das zähe Aus- und Durchhalten der mit der Scholle schon verwachsenen Deutschen, das einen guten Angelpunkt in der Freundschaft hatte, die aus den Töchterkolonien wohlthuend herüberstrahlte.

XV.

Die fünfzigjährige Selbstverwaltung.

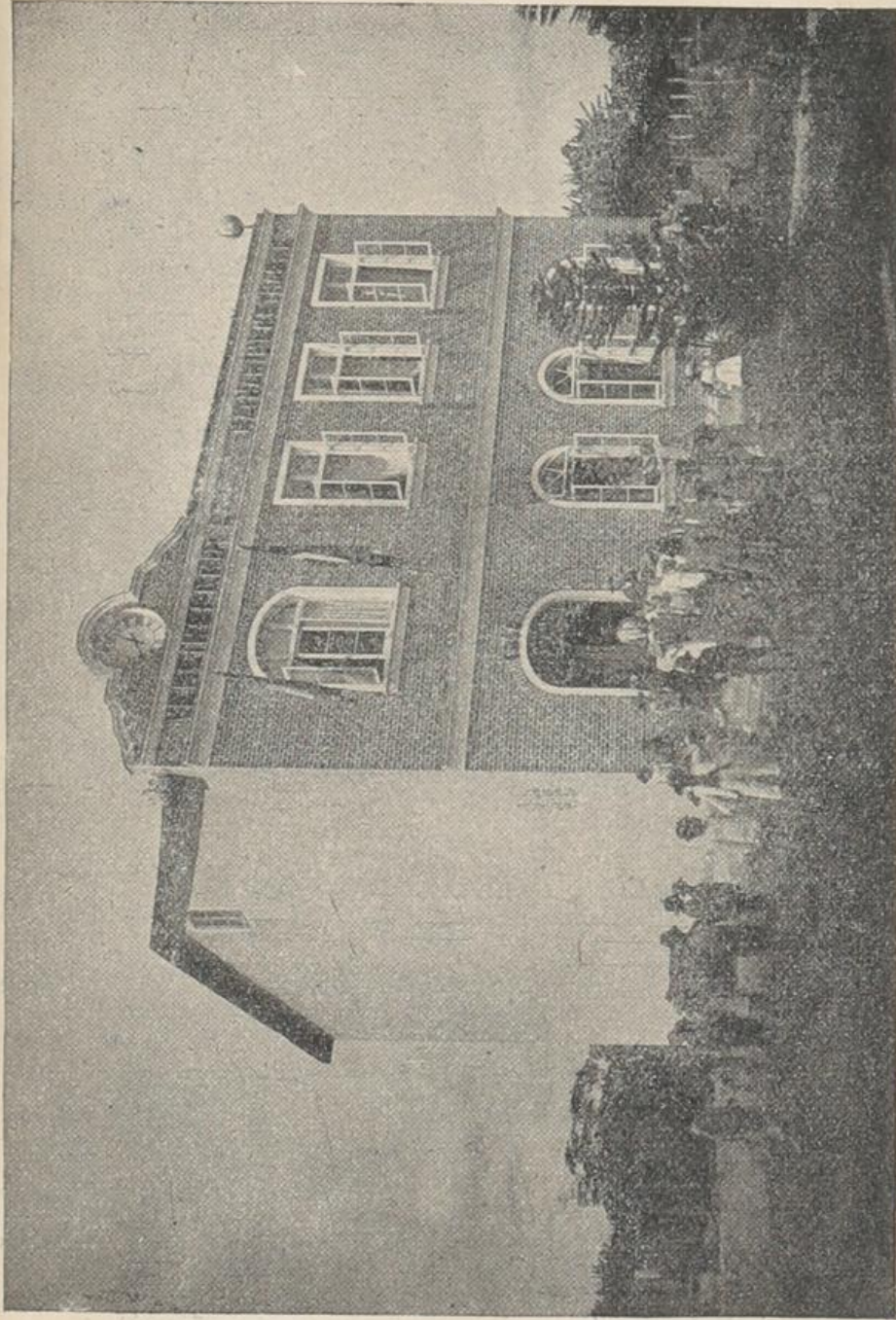
Fünfzig Jahre lang hat diese Kolonie ohne irgend eine Einmischung seitens des Staates sich selbst verwaltet. Sitz der Verwaltung war natürlich Joinville. Doch wurden auch Männer vom Lande bezw. aus dem Walde in die Rätefammer gewählt. Man schuf mit großer Überlegung nur solche Gesetze, die dem

jungen Gemeinwesen nützlich waren. Daß auch die Akten in unserer Sprache geführt wurden, sei hier ausdrücklich festgestellt. Unsere Kolonie war ein kleines Reich für sich.

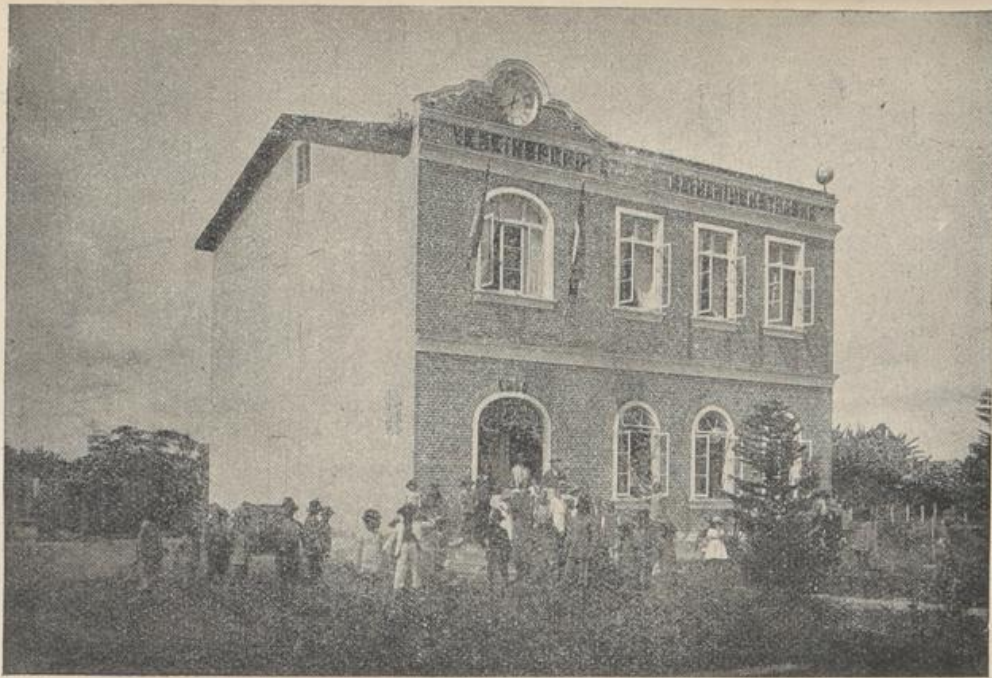
Alle vier Jahre fand Neuwahl des Bürgermeisters und der Kammerräte statt. Zum Bürgermeister wurde Jahrzehnte hindurch der Verwalter des Prinzen gewählt, weil er den Deutschen kein Fremder war, und weil er ein gutes Verwaltungstalent besaß; außerdem fand er in dieser Doppelstellung mancherlei Gelegenheit, dem Gemeinwesen außerordentlich zu nützen. So konnte er z. B. den Prinzen veranlassen, den Fluß ausbaggern zu lassen und einen Flußdampfer in den Dienst des Verkehrs zu stellen. Später wurden es sogar zwei Dampfer, die sowohl dem Personenverkehr dienten als auch Frachtschiffe ins Schlepptau nahmen.

Diese schon früh geschaffene zuverlässige Verbindung mit dem Seehafen trug viel bei zur guten Entwicklung der Kolonie; nun war der Weg in Schwach zwei Stunden zurückzulegen, während früher die auf das Kreuzen angewiesenen kleinen Segelschiffe oft tagelang in der großen, herrlichen Bai herumliegen mußten.

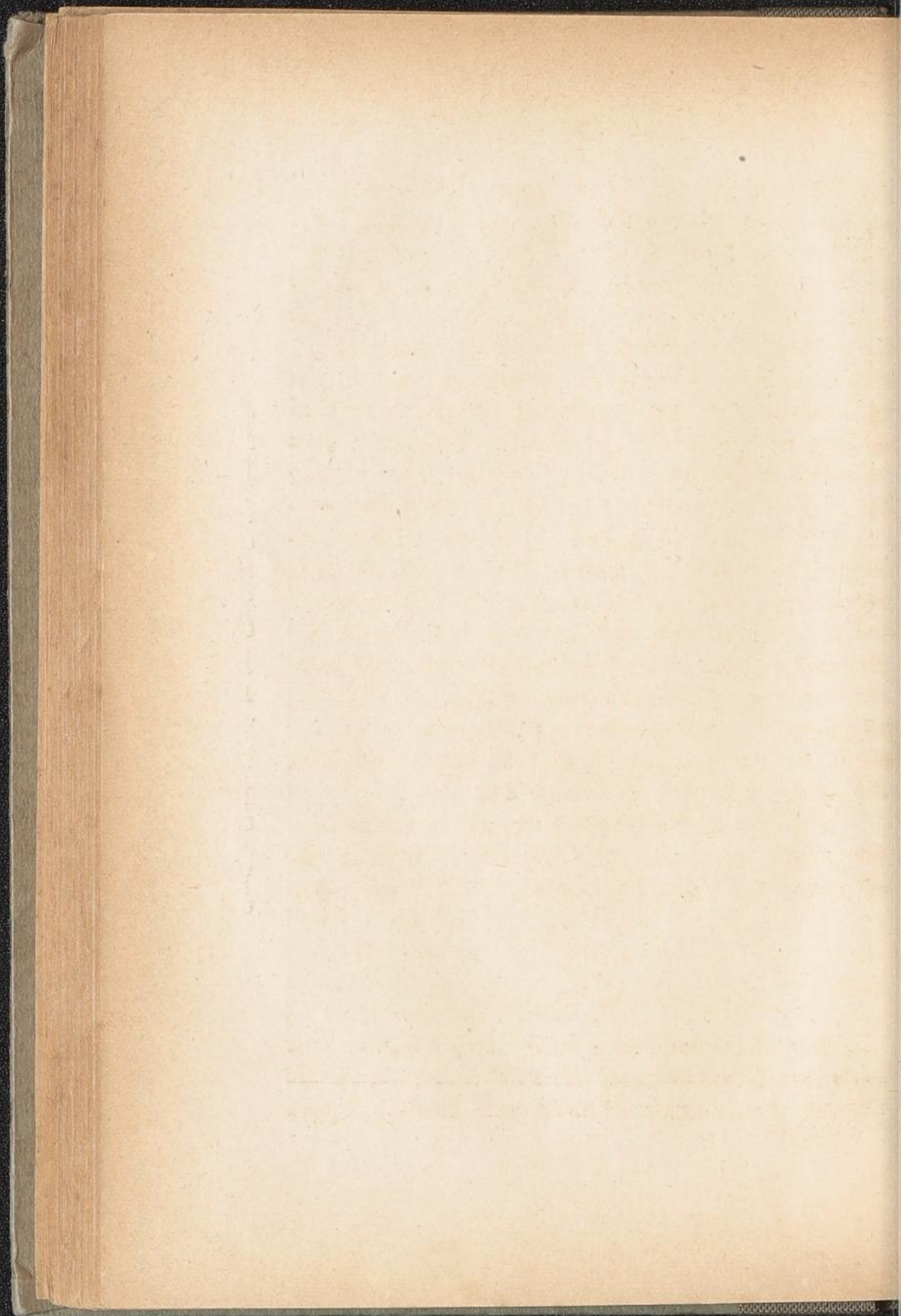
Von den Kolonisten wurden in gerechter Verteilung Steuerumlagen erhoben. Es wurden auch die herangezogen, die tief in den Wäldern wohnten. Diese Steuern wurden ganz gewissenhaft zum Ausbau des Straßennetzes verwendet, so daß mit der Zeit jeder Kolonist in angenehmster Weise erfuhr, wie sehr



Deutsche Vereinsschule in der Vorstadt Catharinenstraße.



Deutsche Vereinschule in der Vorstadt Catharinenstraße.



die Steuergelder ihm selber nützten. Im Lauf der 50 Selbstverwaltungsjahre sind beinahe 500 Kilometer wohlgepflegte Straßen entstanden, die auch der besten Wegebaumeisterin, der Frau Sonne, zugänglich gemacht sind, weil einem Gesetz zufolge der Wald zu beiden Seiten wenigstens 8 Meter breit niedergehalten werden muß. Für genügende Entwässerung der Straßen ist durch Abzugsgräben gesorgt; über Siele und Bäche wurden ordentliche Brücken gebaut. Jeder Wegbezirk hat einen amtlichen Vertreter, der in Unwetternotfällen die Kolonisten zur Ausbesserung heranziehen kann.

Für die Stadt war eine einstweilen ausreichende Wasserleitung angelegt worden, damit auch in lang anhaltenden Dürrezeiten keine Wassernot entstehen konnte. Selbstredend war auch ein Rathaus da, wo die jeweils nötigen Gerichtssitzungen abgehalten wurden, weil ein Gerichtsgebäude noch fehlte. Ein den Verhältnissen entsprechendes Krankenhaus und ein Gefängnis gab es auch; doch sind schwere Vergehen eine große Seltenheit in der Kolonie.

Die Kirchen und Pfarrhäuser, die dem Ort auch zur Zierde gereichten, gehörten natürlich nicht der bürgerlichen, sondern den Kirchengemeinden zu eigen.

XVI.

friedhöfe und Blumentrost.

Jede Gemeinde hatte auch ihren eigenen gutgepflegten Friedhof. Die Friedhöfe, die immer im Schmuck der schönsten Blumen und herrlicher Zier-

Dona Francisca.

5

bäume und Palmen prangen, sind gern besuchte Orte. Sie liegen an Hügeln, von deren Anhöhe man weiten Ausblick genießt über die zu Füßen liegende Stadt und in die nach allen Richtungen führenden Straßenlichtungen.

Unsere Friedhöfe müssen immer hoch liegen, weil wir sonst bei anhaltendem Regenwetter unsere Toten in das Wasser legen müßten. Wir vermeiden aber nach Möglichkeit alles Unschöne bei unsern Beerdigungen. Auch helfen uns Blumen aller Art, besonders auch die Orchideen des Urwaldes, ein wenig über die Schrecken des Todes hinweg, der so plötzlich ein Haus befallen und vereinsamen kann. Das warme Klima gestattet nämlich nicht, daß man eine Leiche länger als 24 Stunden unbegraben läßt! Da wirkt der Tod schon erschütternd, wo er infolge schwerer Krankheit erwartet werden muß. Aber unfassbar erscheint sein Schrecken, wenn er einen lieben Menschen plötzlich hinwegrafft. Man denke sich eine des Abends gemütlich beisammensitzende Familie, in deren Unterhaltung der Vater den lebendigen Mittelpunkt bildet. Wie gewöhnlich geht man früh zu Bett. Der Vater aber erleidet einen Schlaganfall und stirbt daran, so daß der mit Mühe geholte Arzt nur den Tod feststellen kann. Wenn am kommenden Abend die Schatten fallen, ist er schon begraben! Den ganzen Tag konnte die Familie kaum zur Besinnung kommen. Mitleidige Nachbarn, die ja meistens auch Freunde sind, haben die Besorgungen: Bestellen des Grabes, Kaufen des Sarges, Anmelden im Pfarrhaus und was sonst nötig

ist, übernommen. Kaum ist der Tote in den Sarg gebettet, so ist auch die Zeit, ihn wegzubringen, herbeigekommen. Aber der letzte Blick wird unvergeßlich. Da liegt der liebe Tote, das Haupt auf weißem Kissen, sonst aber vollkommen eingebettet in Rosen, Orchideen und andere Blumen, im Tode schöner als je im Leben! Das Bild behält man gerne als Angeld auf ein noch herrlicheres Wiedersehen. Ein Berg von Blumen deckt nachher auch das Grab. So mildern tröstliche Blumen den plötzlichen Todesschrecken. Blumen sind unsere guten Geister in der Pflanzenwelt.

Ein anderes unvergeßliches Bild steht mir vor der Seele. Es war der besondere Ausnahmefall vorgekommen, daß eine 18jährige Jungfrau unvermutet eine Beute des Todes geworden war. Da haben die Jungfrauen der Stadt, eine große Schar, sich aufgemacht zum letzten Geleite. Jede trug das dort übliche schneeweiße Trauerkleid mit schwarzer Atlaschärpe um die Hüfte. Sie gingen zwei und zwei; und jede hatte irgend ein schönes Blumengebilde, etwa ein Palmblatt mit passenden Blumen durchflochten, oder einen Kranz, oder ein Kreuz, oder auch einen losen Strauß in der Hand: herrliche Blumen, wie die Jahreszeit sie gab, un wie sie zum Teil der Urwald liefert, getragen von einem langen Zug wandelnder Menschenblumen!

XVII.

Die goldenen Jubiläen.

Im Jahre 1901 ging es in Joinville hoch her. Das Jubilieren begann. Ein Jubiläum löste nun das andere ab. Zunächst feierte die Kolonie und die sie verkörpernde Stadt ihr goldenes Jahr mit einem achttägigen Volksfest. Ziemlich mitten in der Stadt war ein herrlicher Festplatz hergerichtet worden. Er lag an einem bewaldeten Hügel, auf dessen Höhe ein Aussichtsturm errichtet war. Das Wäldchen war vom Unterholz befreit und mit guten Spazierwegen versehen worden. Der deutsche Musikverein konzertierte während der Feststunden. Mit dem Fest verbunden war auch eine Ausstellung landwirtschaftlicher und industrieller Produkte; es konnte so manche wohlverdiente Preiskrönung vollzogen werden; auch kirchlich haben wir uns zum Festgottesdienst zusammengefunden, durfte doch auch die Kirchengemeinde ihr goldenes Jubiläum in diesem Jahre feiern. Und sie hat es würdig getan. Für die inwendig noch recht nackt gehaltene Kirche konnte mit freudig gespendeten freiwilligen Gaben ein schöner Hochaltar in bestem Zimtholz erbaut werden, dessen Mittelfeld ein fast lebensgroßes, aus Deutschland bezogenes, die Auferstehung Christi darstellendes Ölgemälde faßt. Für die bisherigen, aus Holz gedrechselten Leuchter wurden silberplattierte angeschafft. Der Lutherverein in Stade schenkte einen Kreuzifixus mit silbernem Korpus und der Evangelisch-lutherische Gotteskastenverband ein herr-

liches Ciborium zu dem von der Gemeinde neu bestellten Abendmahlsgerät. Fleißige Hände in der Gemeinde häkelten, stückten und nähten an neuen Bekleidungen für Altar, Kanzel und Taufengel.

Emporen, Bänke und Säulen wurden durch Öl- anstrich erneuert; der Kirchenchor hatte passende Lob- gesänge geübt. So konnten wir sehr fröhlich feiern.

Es ist mir gerade, als ob jene Jubelstunde un- sterblich geworden wäre; denn seither hat die Gemeinde ununterbrochen Großes und immer Größeres getan, um ihr Gotteshaus würdig auszustatten. 1905 bezog sie aus Bockenem a. Harz eine tropenfeste Uhr für den Turm, den sie schon von 1889 bis 1892 gebaut hatte. Die Uhr geht seither so exakt wie eine gute Taschenuhr. 1908 beschaffte die Gemeinde aus Echter- dingen b. Stuttgart eine gute, moderne Orgel mit zehn klingenden Registern und einem Spieltisch. Einige Jahre später zäunte sie den sehr großen Kirchenplatz würdig ab und schuf an der Straßenfront ein schönes Eisengitter auf zementiertem Sockel mit einem großen und kleinen Portal. Der jetzt geschützte Platz soll eine schmucke Anlage werden. In den Kirchturm aber legten wir die Wasserleitung und einen Berke- feldfilter, um den weither kommenden Alten und Jungen eine Erfrischungsmöglichkeit zu geben. Es fehlt nicht mehr viel — und ich glaube, es gelingt auch bald —, so wird unsere Kirche das allerschönste Haus in der ganzen Gemeinde, daß es jedem eine Freude sein wird, immer mal wieder hineinzukommen.

Auch die Gesangsvereine „Helvetia“ und „Sängerbund“ feierten nacheinander ihre goldenen Jubiläen und erwiesen sich dabei aufs neue als Hochburgen und Pflanzstätten deutschen Geisteslebens. Und Ähnliches trug sich zu, als auch für den „Turnverein“ und die „Freiwillige Feuerwehr“ die große Stunde des goldenen Jubels schlug. Alle diese Vereine besitzen ihre eigenen Häuser und Hallen. Ein ganzes Buch wäre allein mit Bildern zu füllen, die alle Dokumente der Blüte des dortigen Deutschtums lieferten. Doch muß es leider bei einigen wenigen Bildern sein Bewenden haben.

XVIII.

Erster und dauernder Eingriff der Regierung in die Verwaltung.

Dem Jubel folgte leider der Jammer. Er kam ganz sachte; aber er blieb da. Das ging so zu: Zu den Wahlen des Jahres 1902 mischte sich die Regierung zum erstenmal in die Gemeindeverhältnisse ein, indem sie der Bürgerschaft vorschrieb, was für Persönlichkeiten zu wählen seien für den Bürgermeisterposten und für die Kammerratsämter. Sie ließ dabei offenen Weg zur Wahl der Minorität; aber eben die Majorität sollte nach ihrem Willen gewählt werden.

Der Vorschlag zeigte klar, daß von nun an die Deutschen das Gemeinwesen nicht mehr regieren sollten. Aber man lebte ja doch in der freien Republik und besaß das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht.

Das nützten die teutobrasilianischen Bürger gut aus. Jeder war auf dem Plan und wählte die Leute, die sein und des Volkes Vertrauen hatten. So kam es, daß die Regierung nicht einmal ein Drittel der Stimmen für ihre Leute bekam. Doch sie ließ alles genau nachprüfen; und das endgültige Wahlresultat bestand dann darin, daß die Regierung der Bevölkerung danken ließ dafür, daß sie die vorgeschlagenen Regierungsvertreter gewählt hätte! Die hierdurch ausgelöste Entrüstung änderte natürlich nichts mehr an der Sache; auch bei allen späteren Wahlen führte selbst die erdrückendste Opposition nie mehr zum Ziel. Die Regierung blieb bei dem System der vorherigen Empfehlung für die Majorität und siegte immer, weil es dortzulande feststehender Brauch ist, daß derartig vorgeschlagene Personen immer gewählt sind, auch wenn sie keine einzige Stimme bekämen!

Wenn trotzdem alles Erdenkliche aufgeboten und selbst mit Freibier und gutem Essen für die Wähler nicht gespart wird, um möglichst viel Stimmen für die Regierungskandidaten zu bekommen, so geschieht das wohl aus dem Gefühl heraus, daß die Sache so ein reinlicheres Gesicht bekommt und die Zwangswahl mit dem Schein des Rechts umkleidet wird.

Das ganze dort übliche Wahlschema, das wohl in allen romanischen Republiken in gleicher Weise gehandhabt wird, tritt uns am ungetrübtesten entgegen, wenn Personen für die höchsten Ämter zu wählen sind. Der Vorschlag wird bekannt gegeben. Oppositionsvorschläge sind von vornherein unwirksam.

Und weil es sich bei dieser Wahl nicht um Lokalpolitik handelt, so rufen gewöhnlich alle, auch die sich gegenseitig sonst immer in den Haaren liegenden Parteien jedes Parteimitglied an die Urne für die Regierungskandidaten, indem öffentlich erklärt wird: „Gewählt werden sie ja auf alle Fälle; es möchte unserm Gemeinwesen aber schädlich sein, wenn in unserm Distrikt nicht möglichst viele Stimmen für sie abgegeben würden. Darum kommt alle zur Wahl!“

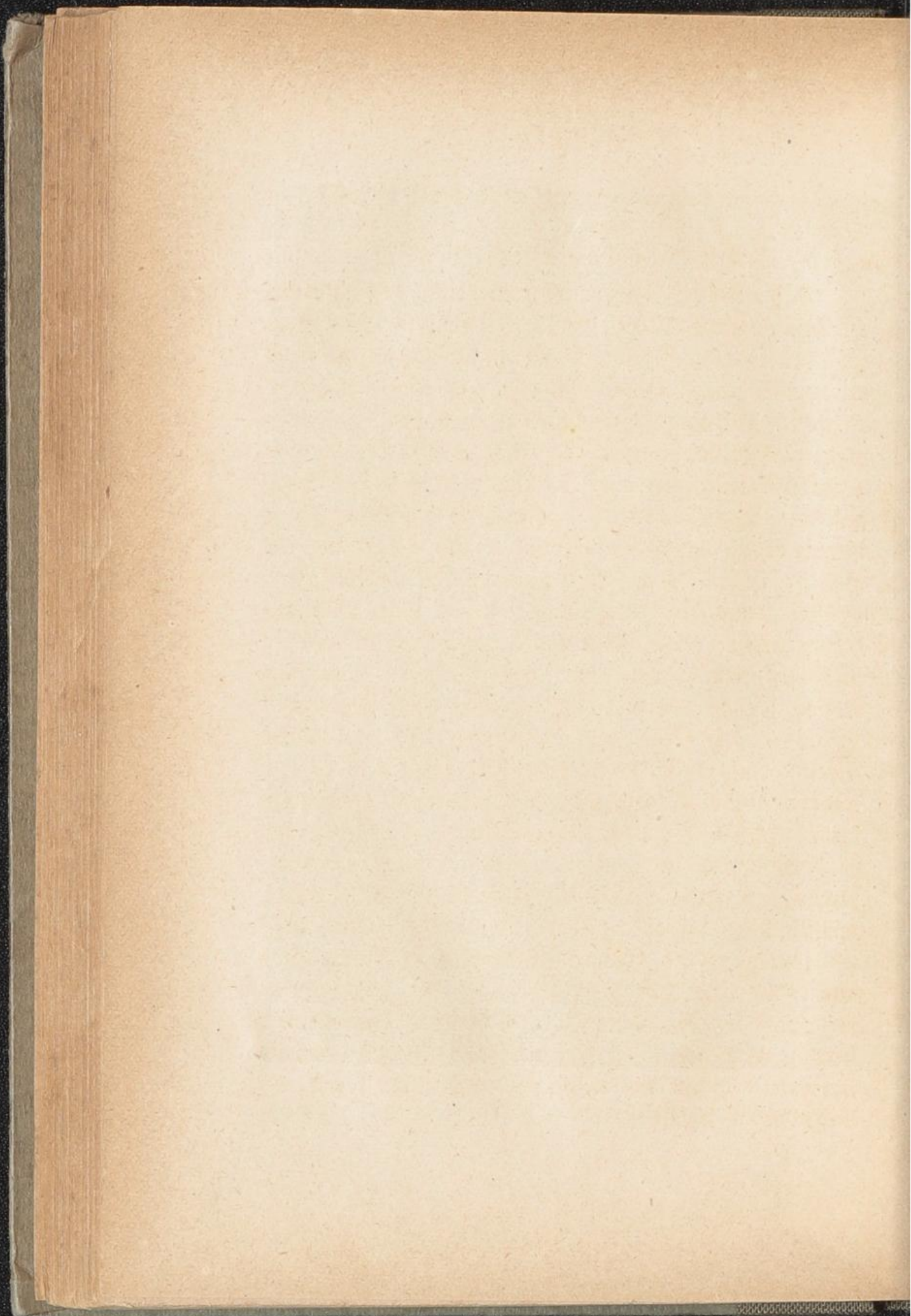
Natürlich verliert da mancher Mann alle Lust, noch zu wählen, weil das ja doch ein überflüssiges Ding ist und die Opposition niemals zum Ziele kommt. Aber Lauheit bei Wahlen ist auch verhaßt. Darum habe ich, der ich außerhalb aller Parteien stehe, mir die Überzeugung angeeignet, daß es eigentlich harmonisch und wunderschön zugehen könnte, wenn immer alle zur Urne gingen und niemals jemand opponierte, sondern alle jedesmal nur wählten, wie es die Regierung wünscht; dabei kämen alle in der angenehmsten Form durchs Leben.

Wie unschön verlaufen dagegen die auf Leben und Tod geführten Wahlkämpfe! Sie offenbaren Gemeinheit, Verschlagenheit und Roheit und verbittern das Leben; und so ungefähr spielt sich bei uns der Wahlkampf alle vier Jahre ab, seit es der Regierung gefallen hat, die Teutobrasileiros mundtot zu machen, d. h. sie zu heftigstem Widerstand zu reizen, die früher die ruhigsten Bürger waren.

Aber der neue Wahlmodus ist nun einmal eingeführt und wird wohl nie wieder abgeschafft.



Altarraum der luther. Kirche.



XIX.

Kritische Zeiten für die Schulen.

Daß die Maßnahmen der Regierung einer starken Strömung gegen das deutsche Volkstum entfloßen, offenbarte sich auch in dem Umstand, daß sie die einst ertanzte Schule beschlagnahmte und in eine achtklassige Regierungsschule, genannt „Grupo escolar“, umwandelte. „Deutsch“ wurde als Lehrfach beibehalten, wie umgekehrt von den deutschen Schulen gefordert war, daß sie „Portugiesisch“ als solches behandelten. Diese Regierungsmaßnahmen erstreckten sich aber nicht nur auf Joinville. Auch Blumenau bekam einen grupo escolar. Und die Regierung hat es sich wirklich etwas kosten lassen. Ihre derartigen Schulen sind so modern und gut eingerichtet, wie wir es selten irgendwo finden. Das Gestühl besteht aus gesundheitlichen Gründen aus eisernen Klappsitzen, die aus Nordamerika bezogen wurden; kein Kind kommt mit einem andern in Berührung. Zur Bequemlichkeit und wohl auch, um möglichst wenig Störung im Unterricht hervorzurufen, ist in die ganze ringsum laufende Wand, soweit sie nicht durch Tür und Fenster unterbrochen wird, eine aus Graphitmasse hergestellte Tafel eingelassen. Auch alle nur denkbaren Lehrmittel sind aus Paris bezogen worden. Bei der Einweihung des grupo escolar kamen wir nicht aus dem Staunen heraus über den Riesenaufwand; da raunte mir ein dortiger Bürger ins Ohr: Es fehlt nur noch der Nürnberger Trichter!

Weil diese Schule in puncto Schulgeld soweit entgegenkommt, daß sie nur eine kleine Immatrikulationsgebühr erhebt, dafür aber den Schülern alle in der Schule benötigten Lehr- und Lernmittel stellt, so blieb es nicht aus, daß viele Unbemittelte aus unserm Volk ihre Kinder dorthin schickten.

Die Schule ist wie der Staat selber ganz religionslos; und der Lehrkörper verhält sich tadellos neutral. Um der Hitze und Entfernungen willen können wir Pastoren dort den religiösen Unterricht nur vormittags erteilen und müssen also an gewissen Tagen den Unterricht der Schulen zerreißen, wenn sie ihren Stundenplan nicht darnach einstellen wollen. Es ist aber nie eine Schule entgegenkommender gewesen als die Regierungsschule. Eine kurze Mitteilung an den Direktor genügte, um die Kinder für das betreffende Schulhalbjahr immer zur rechten Zeit zur Verfügung zu haben.

Ganz andere, ja schmerzliche Erfahrungen mußten wir auf diesem so wichtigen Gebiet mit den andern Schulen machen. Doch wollen wir uns darüber nicht ausflagen.

Die neugegründete Regierungsschule war aber dem jungen Nachfolger jenes altbewährten, tüchtigen Lehrers der ersten deutschen Schule ein Dorn im Auge. Er gründete deswegen eine katholische Pfarrschule und machte es den Eltern seiner Gemeinde zur Gewissenspflicht, ihre Kinder zu ihm zu schicken.

In Ordensleuten standen ihm billige Lehrkräfte zur Verfügung. Als ihm aber die Sache nicht schnell

genug vorwärts ging, gab er das Prinzip der Pfarrschule äußerlich auf, behielt den Namen bei und öffnete die Schule auch für Kinder aus unserer Gemeinde. Offiziell setzte er auch die gleichen Schulgeldtaxen fest, wie sie unsere Vereinschulen erhoben; um aber viele Kinder in der Schule zu haben, kam er vielen Leuten unter der Hand bis zur Hälfte des Schulgeldes entgegen. Jetzt drohte nicht nur den deutschen Schulen eine zweite Gefahr; wir mußten auch beobachten, daß jüngere Kinder katholisierend beeinflusst wurden durch religiöse Erzählungen und durch Gebete, die man ihnen beibrachte.

Diese Schule hatte sich vom Verein für das Deutschtum im Ausland mit Lehrmittelmateriale ausstatten lassen, bald aber aus den Lesebüchern alle Artikel herausgeschnitten, die von der deutschen Reformation handelten. So wurde es immer klarer, daß ihr weitgestecktes Ziel eine vorteilhafte Propaganda für ihre Kirche ist. Auf diese Weise waren wir in allerlei Schulnöte geraten.

Der katholische Pastor war aber auch so klug, sich den Landesgesetzen unterzuordnen und in seiner Schule ein lebendiges Portugiesisch zu treiben, während unsere deutschen Schulen leider zu wenig Gewicht darauf legten, nicht nur zu unseres Volkes Schaden, das nicht landestüchtig wurde, sondern auch zu ihrem eigenen Schaden; als Brasilien in den Kriegswirbel hineingezogen wurde, kam dieser Schade zutage. Doch davon reden wir später.

XX.

**Der Glaube an die „deutsche Gefahr“ und
Brasilens Kriegsmaßnahmen.**

Der Krieg hat auch offenbart, daß die regierenden Kreise in Brasilien an die erlogene „deutsche Gefahr“ glaubten, daß Deutschland die Absicht habe, zu passender Zeit die drei Südstaaten zu annektieren. Dieser Glaube und die daraus geborene Furcht, wie auch der damit verwandte Haß, waren wohl ausschlaggebend zum Anschluß an unsere Feinde. Nachdem erst klar wurde, daß viele Hunde des Hasen Tod sein werden, konnte man zur dauernden eigenen Beruhigung die letzte Haß ungestraft mitmachen.

Wie sehr man dort an die zwar unwahrscheinliche, ja sogar unmögliche „deutsche Gefahr“ glaubte, beweist auch die Art der Kriegsmaßnahmen, die Brasilien getroffen hat, die in allerlei gründlichen Sicherungen bestand, als: Entwaffnung der friedlichen Schützenvereine und Feuerwehren, Internierung deutscher Reserve-Offiziere, Belegung der deutschen Kolonien mit Militär, Ernstmachen mit der vorher nur auf dem Papier vorhandenen „Allgemeinen Wehrpflicht“ und dauernde schärfste Bewachung der unendlich langen Küste durch Land- und Seestreitkräfte!

Schon der Umschwung anno 1902 hing mit dem Glauben an diese Gefahr zusammen. Sicherlich ist der ganze Gedanke ein Hirngespinnst unserer Feinde. Aber er ist geglaubt worden; so nahm das Gespenst Wesen an und vergiftete die Stimmung.

Fragen wir aber nach der Möglichkeit solchen Glaubens, so müssen wir zur Beantwortung mancherlei mit in Rechnung stellen. Da ist es zunächst das offensichtliche Wachstum der deutschen Macht gewesen, vor der ängstliche Gemüter immer ein Grauen ankam. Für uns Deutsche waren das ja immer erhebend große Festtage, wenn wir fast regelmäßig alle zwei Jahre den Besuch deutscher Kriegsschiffe erwarten und empfangen durften. Und kam dann eine mehrhundertköpfige Abordnung aus dem Seehafen zu uns herauf, dann jauchzte die deutsche Volksseele über den lebendigen Gruß des deutschen Vaterlandes.

Zu gleicher Zeit verzogen sich aber manche einheimische Dunkelmänner, die vorher unsern Landsleuten irgend etwas zuleide getan hatten, an schwer erreichbare Orte. Warum taten sie das? Ach, sie fürchteten die Nemesis! d. h. sie glaubten an den starken deutschen Arm und an die — „deutsche Gefahr“!

Man nenne das nicht einfach „lächerlich“; vielmehr bedenke man, wie einseitig und jedem Weitblick verschlossen selbst gebildete Leute sind, wenn sie viele Jahre unberührt bleiben vom Strom des eigentlichen Kulturweltlebens! Sind sie nun gar noch Vertreter eines verhältnismäßig kleinen und darum auch schwachen Volkes, dann sehen sie leicht auch alles viel größer sei es nun angenehmer oder entgegengesetzter Natur. Wirklich Wissende sind immer rar; und von diesen haben die wenigsten ein Interesse daran, daß die Wahrheit siege. Wir haben in Brasilien einige hochstehende, von deutschen Eltern stammende, einflußreiche

Persönlichkeiten in den Kreisen der Staats- und Bundesregierung. Diese haben sich sicherlich bewußt keiner Sünde gegen das Deutschtum schuldig gemacht. Aber sie besaßen nicht die Macht, beim Heranziehen des Kriegsturmes die im Banne der „deutschen Gefahr“ stehenden leichtgläubigen oder blindwütigen Verteidiger ihres Vaterlandes eines Besseren zu belehren.

Auch das ging den Brasilianern auf die Nerven daß die Kaiserlich deutschen Konsulate wochenlang vor dem Kriegsschiffbesuch in den Zeitungen die wehrpflichtigen Reichsdeutschen zur Meldung und nachfolgenden Musterung auf einem der Kriegsschiffe aufforderten. — Für uns wurde damit ja nur eine vaterländische Pflicht erfüllt, bei der die tatsächliche Gestellung meistens so vollauf genügte, daß gewöhnlich die Freimusterung erfolgte.

Aber dem herrschenden Volke tat es weh, daß solche Vorgänge sich regelmäßig in seinen Hoheitsgewässern zutrugen, und daß dies ausgerechnet immer nur von deutscher Seite geschah! Man bedachte dabei wohl kaum, daß England sein Heer nur gegen Gold anwarb. So sah man in Brasilien allüberall die „deutsche Gefahr“; darum gab es oft im Anschluß an den Kriegsschiffbesuch allerlei heiteres, aber leider auch ernstes Zeitungsgeplänkel, das einmal sogar zu einem diplomatischen Nachspiel führte.

So hochgespannt die Atmosphäre auch war, so hat sich das Unwetter in Brasilien doch nur ganz milde entladen. Das gilt durchschnittlich für die Waldkoloniegebiete. Wenn dennoch irgendwo Un-

ruhen und Ausschreitungen vorkamen, so geschah das nur in größeren Städten, wo die deutschen Kolonien klein sind und der Mob sehr stark ist. Von seiten der Regierung wurden aber immer anständige Maßnahmen getroffen; auch wurde jederzeit auf gute Ordnung gesehen.

Daß mein schönes Pfarrhaus militärisch besetzt und meine Familie seit April 1918 ausquartiert wurde, nehme ich auch nicht als bösen Akt. Es war einfach eine logische Notwendigkeit; weil das Nachbarhaus schon seit Monaten als Kaserne diente und später nicht ausreichte, so mußte man auf das Pfarrhaus übergreifen. Die Militärverwaltung zahlt der Gemeinde auch eine anständige Miete.

Das Wohlverhalten des deutschen Volkes hat aber den Brasilianern gezeigt, wie tief Gewissenhaftigkeit und Ordnungssinn bei ihm verankert sind.

XXI.

Die Gefahren des politischen Deutschtums.

Es muß festgestellt werden, daß unser in Brasilien eingebürgertes oder durch Geburt dort beheimatetes Volk sich immer korrekt verhielt. Politisches Deutschtum war unter ihm nicht mehr zu finden. Auch das 1870/71 neuerstandene Deutsche Reich hatte ihnen die Hand zur Rückeinbürgerung nicht bieten können, wie es auch nachher leider noch Millionen ausgewanderter Deutscher unbekümmert verloren gehen ließ, zu deren Erhaltung im Reichsbürgertum ein

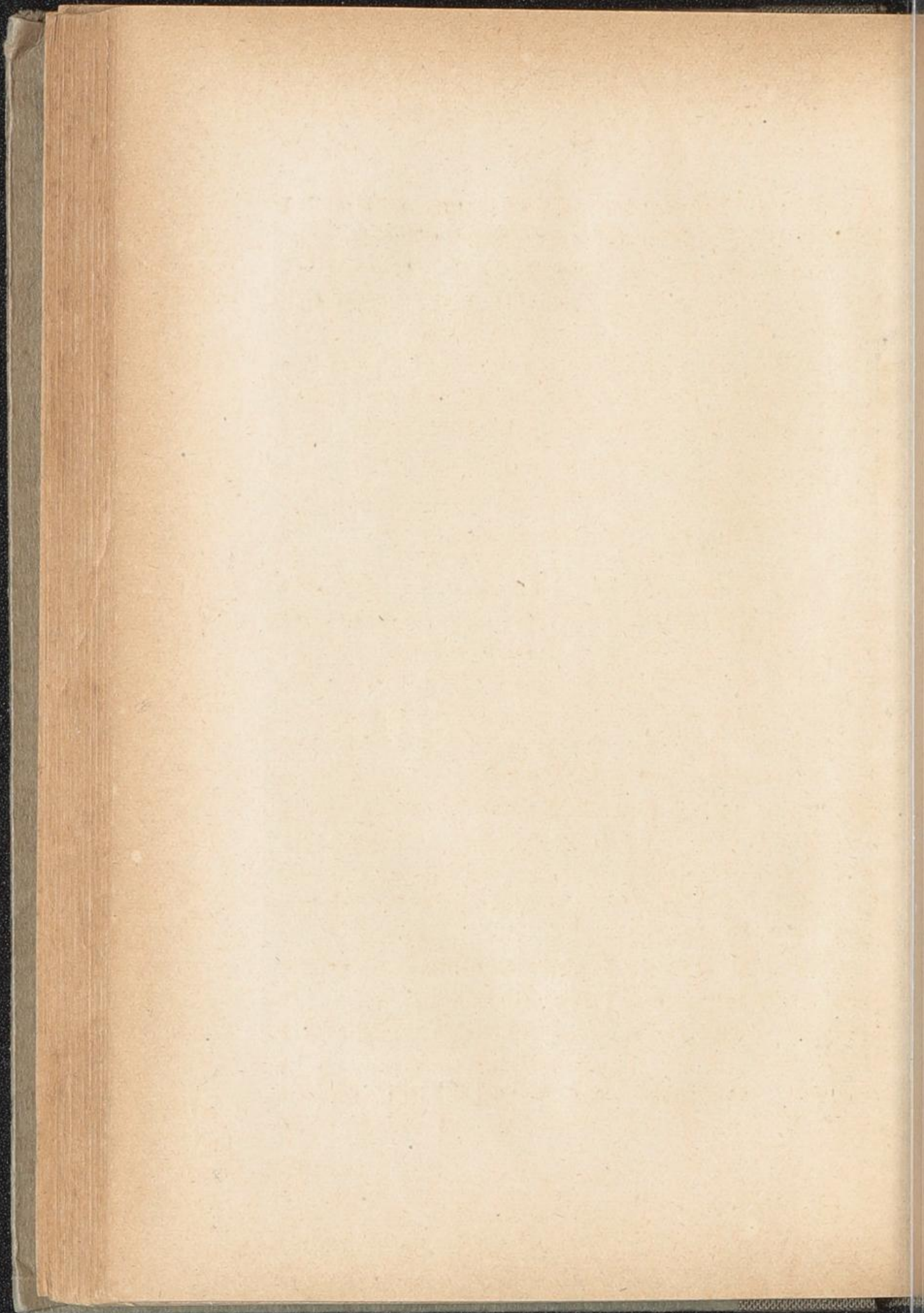
einzigster Gesetzesparagraph: „Ein Deutscher bleibt ein Deutscher!“ für immer, auch für seine Kinder, genügt hätte. Es ist also grundfalsch, von den Hunderttausenden bürgerlich für das Deutsche Reich verlorenen Deutsch-Brasilianern eine deutschpolitische Betätigung zu erwarten. Und die deutsche Regierung hat das auch nicht erwartet. Den deutschen Interessen war vollauf Genüge geschehen, wenn die einmal verlorenen Volksgenossen bei ihrem Volkstum erhalten blieben, woraus dann ganz von selbst die für beide Teile wichtige und wertvolle Wechselbeziehung geboren wurde.

Aber von Seiten der oft in kleinster Minderheit vorhandenen „Reichsdeutschen“, seien das nun Vertreter der Kirche oder Schule, Kaufleute oder andere gewesen, wurden insofern immer wieder verärgernde Fehler gemacht, als sie öffentlich in Reden und Aufsätzen, ja auch in Büchern und Berichten das deutsche Volkstum da draußen wie reichsdeutsches Bürgertum aufmarschieren ließen, während es doch tatsächlich brasilianisches Bürgertum war und nun auch sein und bleiben wollte.

Nüchterne Beobachter sahen zwar, wie vorsichtig die „Deutsch-Brasilianer“ sich von den politisch zu stark hervortretenden „deutschen Clubs“ zurückhielten; aber die Masse war taub und blind und witterte versteckt und offen die „deutsche Gefahr“! — So viel mußte gesagt werden über die Gefahr des „politischen Deutschtums“. — Hoffentlich lernen alle, die jetzt berufen werden, unserem Volkstum in Brasilien weiter



Palmen-Allee mit prinziglichem Palais.



zu dienen, auch den landesgesetzlichen Weisungen williger zu entsprechen, als das früher geschah.

Bleibt die deutsche Politik seitens derer, die als Gäste in dem so gastlichen Lande weilen, ebenso ausgeschaltet, wie sich ihnen jede Einmischung in die brasilianische Politik verbietet, dann mögen Reichsdeutsche und Teutobrasilianer gerne mal gemeinsam patriotische Feste feiern, ohne irgendwie zu verletzen.

XXII.

Korrekte Deutschumpflege.

Da Brasilien vor der Entwicklung der deutschen Macht seinen deutschen Bürgern jede Freiheit zur Pflege und Erhaltung ihrer Eigenart neidlos gestattet hat, und eine Verschärfung auf diesem Gebiet erst allmählich eintrat als Reaktion gegen den Hochdruck in der Deutschumpflege, müssen wir es doch einsehen, daß von unserer Seite Fehler gemacht wurden. Guter Einsicht kann und muß aber auch Besserung folgen. Diese muß jedoch schon beginnen in der Vorschulung und in der Instruktion derer, die entweder vom Reich oder von Privatvereinen zur Pflege des deutschen Volkstums ausgesandt werden.

Auf dem Schulgebiet kamen bisher und werden auch später hauptsächlich in Frage kommen 1. das Deutsche Reich und 2. der Verein für das Deutschtum im Ausland, dessen Ortsgruppe Hamburg sich ganz besonders fachmännisch und liebend um unser Schulwesen in Brasilien gekümmert hat. Mit Hilfe dieser

beiden ist es aus dem Argen herausgehoben worden. Durch Beurlaubung von akademisch und seminarisch gebildeten Lehrern und durch Gewährung von Hilfs- und Lehrmitteln, die den drüben gegebenen Bedingungen angepaßt waren, ist unser Schulwesen wenigstens in den entstandenen Dörfern und Städten so gehoben worden, daß wir unsere Kinder in Deutschland weiterschulen lassen konnten. In den Wald- und Landschulen blieb es allerdings meistens bei dem beklagenswerten Notlehrerstand, weil eine so umfassende Hilfe unmöglich war, im Möglichkeitsfall aber doch untunlich gewesen wäre, weil man seminarisch gebildete Lehrer aus Deutschland gar nicht auf solche einsame und verlorene Posten setzen konnte. Gern sei hier hervorgehoben, daß u. a. jede, selbst die fernst entlegene deutsche Schule im Urwald als Gabe der Hamburger Ortsgruppe eine Karte von Brasilien besitzt, die als best ausgearbeitete anerkannt werden muß, wozu als bestes Unterrichtsbuch die „Landeskunde der Vereinigten Staaten von Brasilien“ von A. W. Sellin geliefert worden ist.

Um nun aber zu einem bodenständigen, sittlich gut stehenden und auch christlichen Lehrerstand zu gelangen, der sich in den Wäldern wohl fühlt und imstande ist, auch das vorhandene Schulland zur Aufbesserung des Gehalts geschickt auszunutzen, haben wir vor Kriegsausbruch als einzig praktischen und gangbaren Weg die Errichtung von Lehrerseminaren erkannt, die tüchtige und willige junge Leute aus unsern Pfarr- und andern guten Schulen weiterbilden

und dann dem Volk als Lehrer setzen. Ein solches Seminar besteht schon für den Staat Rio Grande do Sul. Und der Schreiber dieses Buches sieht es für sein Lebenswerk an, innerhalb seines kirchlichen Synodalgebietes ein derartiges Seminar für Santa Catharina und Paraná zu schaffen. Einen kleinen Grundstock haben deutsche Freunde ihm schon gegeben; doch muß der erst zinstragend liegen bleiben, bis das deutsche Geld wieder guten Wert hat. Auch muß ja abgewartet werden, wie Brasilien sich zu dem deutschen Schulwesen stellen wird.

Während des Kriegszustandes hat die Regierung die deutschen Schulen noch bis zum August 1917 ungestört arbeiten lassen. Dann aber gebot sie, daß die Landessprache, also die portugiesische, vom 1. November an als Unterrichtssprache zu gelten habe. Dies Gebot zu erfüllen, waren leider die meisten Schulen nicht in der Lage und verfielen darum der vollständigen Schließung. In Joinville blieben außer der Regierungsschule nur noch eine unbedeutende Privatschule und die katholische Pfarrschule in Betrieb, wengleich von der letzteren der Leiter als Feind entfernt wurde. Was nun weiter werden soll, ist abzuwarten. Zweierlei Wege sind möglich. Denken wir ihnen ein wenig nach.

Es kann sein, daß Brasilien dabei beharrt, nur noch die Landessprache als Unterrichtssprache gelten zu lassen. In diesem Fall müssen und wollen wir uns gründlich anpassen. Und weil „Deutsch“ als Lehrfach doch erlaubt sein muß, so werden unsere

Schulen diese Muttersprache viel lebendiger lehren, als das bisher bei der zweiten Sprache der Fall war. Und weil die Sprache der Kirche, des Hauses und der Freundschaft auch die deutsche ist, so wird sie nie aussterben, zumal auch jede gesellige Zusammenkunft das Denken und Sichgeben darin fordert.

Daß die Schule aber zugleich in der Landessprache sattelfest wird und sattelfest macht, wird unserem Volk nur zum Guten gereichen, weil es dann erst landestüchtig wird und bei jeder Gelegenheit seine Intelligenz in die Waagschale werfen kann. Bis jetzt hat es ganz bedeutungslos zur Seite gestanden, so bedeutungsvoll es selbst in seiner Stummheit für die neue Heimat war. Konnte die Schule bisher sich nicht soweit frei machen, daß sie das Volk auch frei machte, so müssen die neuen Verhältnisse sie dazu drängen. Je geschickter wir uns in die gegebene Lage finden, desto besser und länger erhalten wir unser Volkstum bei dem, was ihm allein heilsam ist. Wenn durch die Anpassung welche verloren gehen, so wären sie andernfalls doch auch nur faule Fische im deutschen Volksteich gewesen.

Aber Brasilien kann uns auch in der altgewohnten Form weiterarbeiten lassen, nachdem die „deutsche Gefahr“ durch Deutschlands Zusammenbruch auch für die regste Phantasie unmöglich geworden ist. Was dann? Dann wollen wir uns freuen mit Zittern! d. h. wir wollen dann nicht mehr in den alten Schlendrian zurückfallen, sondern willig die Landessprache ebenso lebendig treiben, wie wir im

umgekehrten Fall es mit der deutschen tun würden. Es darf nicht sein, daß unsere Volksgenossen dauernd unfähig bleiben, in ihrem neuen Vaterland sich selber zu helfen. Wer weder mündlich noch schriftlich sich äußern kann in einem Lande, das noch im allgemeinen für das Analphabetentum eingerichtet ist und darum eine Masse Winkeladvokaten beschäftigt, damit ja alle Anliegen schriftlich und mit Stempelmarke versehen eingereicht werden, der ist und bleibt eine Beute jener Helfershelfer, weil er die Landessprache nicht beherrscht! —

Darum müssen diejenigen, die uns später mit Lehrkräften und Hilfsmitteln beistehen wollen, die auszusendenden Kräfte ebenso gut verpflichten, Portugiesisch lebendig zu lernen und zu lehren, wie sie diese Hauptsache ernstlich von allen verlangen müssen, die ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Und das gilt auch für die kirchliche Hilfe. Die meisten Pastoren haben ja auch Schule zu halten. Und die dazu nicht kommen, sollen dennoch die Landessprache beherrschen, weil sie doch auch mit den Schulen in ihren Sprengeln zu tun haben.

XXIII.

Kirchliches.

Hier haben wir noch etwas nachzuholen über die kirchliche Weiterentwicklung in Dona Francisca — Joinville. Im Jahre 1860 machte sich eine Pommerngemeinde selbständig und berief einen Pastor aus

St. Chrischona. Sie nannte sich und heißt heute noch nach dem Namen ihres Weges „Gemeinde Inselstraße“. Etwas später kam aus Hamburg auch der dritte lutherische Pastor für Joinville, der leider auch nur einige Jahre blieb. Erst 1866 kam Beharrlichkeit in diese Angelegenheit, weil der einstige zweite Geistliche nun zurückkehrte und bis an sein Lebensende, im Mai 1889, der Gemeinde diente. Inzwischen war auch die Gemeinde Brüderthal entstanden und hatte einen eigenen Pastor, der in Joinville bis Mitte 1890 vertretungsweise aushalf. Dann kam ein sehr tüchtiger lutherischer Pastor aus Deutschland, der aber 1896 wieder in die Heimat zurückkehrte. Hierauf haben dann die sämtlichen Gemeinden in der Kolonie ein solches Unglück erlebt, von dem im Kapitel Pseudopfarrertum die Rede war. Es hat keinen Zweck, diese Sache hier auseinanderzusetzen. Die schreckliche Folge war, daß mit einem Schlag alle Gemeinden verwaist waren, und daß das Vertrauen zum Pfarramt so erschüttert wurde, wie man es sich in Deutschland gar nicht vorstellen kann. Und doch gehört ein gutes Pfarramt und ein Vertrauensverhältnis zwischen diesem und den Gemeinden zu den ersten Erfordernissen für die Erhaltung unseres Volkstums. Nicht Abenteuerlust oder Gier nach wertvollen Sammlungen, auch nicht einseitiger Wissensdurst soll uns Helfer zuführen. Die treibende Kraft muß unverwüßliche Liebe zu unserem Volke sein, die womöglich lebenslang auf dem Posten bleibt. Dieser Hebel hebt und fördert unser Volk.

In der betrüblich großen Verlassenheit in Dona Francisca trat der Verband der Evangelisch-Lutherischen Gotteskasten-Bereine Deutschlands auf den Plan. Im Lauf des Jahres 1898 wurden nicht nur die drei verwaisten Gemeinden mit Pastoren besetzt; es bildete sich auch noch eine vierte, die einen eigenen Geistlichen erbat und erhielt. Letztere nahm den Namen: „Evangelisch-Lutherische Gemeinde in Dona Francisca“ an und umfaßte die Bezirke: Pedreira, Kilometer 21, West- und Tresbarrasstraße, Rio Bonito, Annaburg und Bergstraße. Wieder einige Jahre später bildete sich durch Abzweigung von Brüderthal die Gemeinde „Jaraguá“, deren Filialen Itapocuzinho, Rio Serro und Rio da Luz sind, während zu Brüderthal die Filialen Neudorf, Blumenauerstraße, Südstraße und Schröderstraße gehören. Die Namen, zum Teil in der Karte verzeichnet, sind nur aufgeführt, um die rasche Entwicklung zu veranschaulichen. Mit der auf dem Hochland liegenden Villa São Bento, welche kirchlich von Berlin aus bedient wird, ist später auch der Stadtplatz Hansa Humboldt verbunden worden, wie auch Lençol, Bechelbronn, Oxford und Campo Alegre dazu gehören.

Ununterbrochene, selbstlos sich hingebende Arbeit hat nun auch alles Unvertrauen überwunden. Die Gemeinden und ihre Hirten stehen brüderlich zu einander, und die Kriegszeit hat sie einander noch näher gebracht.

Von Neujahr bis 7. März 1918 sind die Gottesdienste leider ganz unterbunden gewesen. Die Amts-

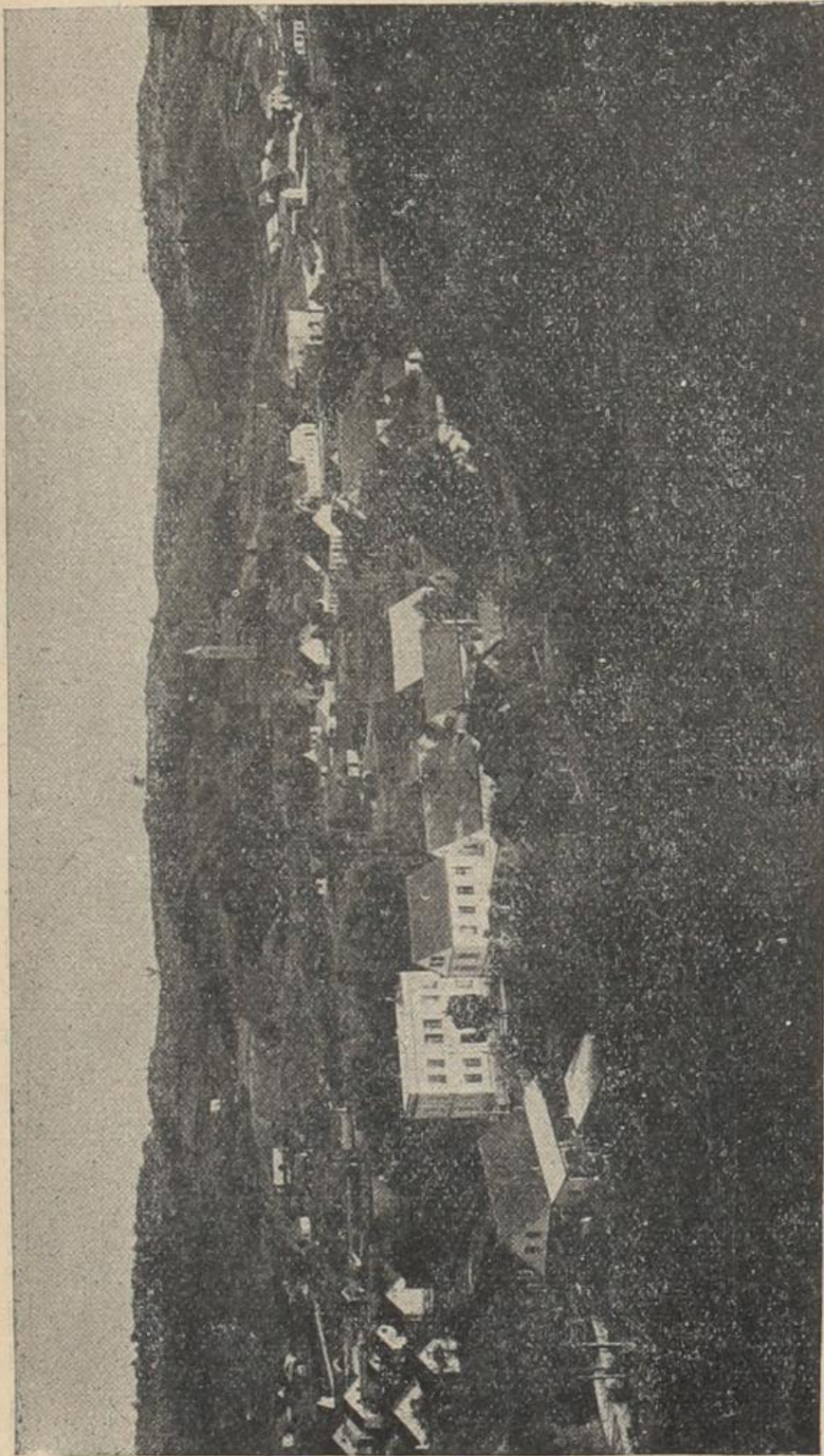
handlungen: Taufen, Trauungen und Beerdigungen mußten, soweit Reden in Frage kamen, portugiesisch vollzogen werden. Seit Sonntag Okuli 1918 wurden liturgische Gottesdienste erlaubt; nur die Predigt blieb an einigen Orten verboten. Da haben die Pastoren, denen wenigstens der religiöse Unterricht in der deutschen Sprache belassen war, mit ihren Gemeinden dennoch gesegnete Gottesdienste gehalten, indem sie schönen Gesang gut zur Geltung kommen ließen und den dazwischengelegten Textlektionen sorgfältig ausgearbeitete Gebete in unserer Sprache folgen ließen. So bekam das Volk statt der Predigt doch eine Textauslegung. Wir können sagen: Als alles andere versagte, pflegte doch die lutherische Kirche noch das Deutschtum, wie sie es schon immer getan hat.

XXIV.

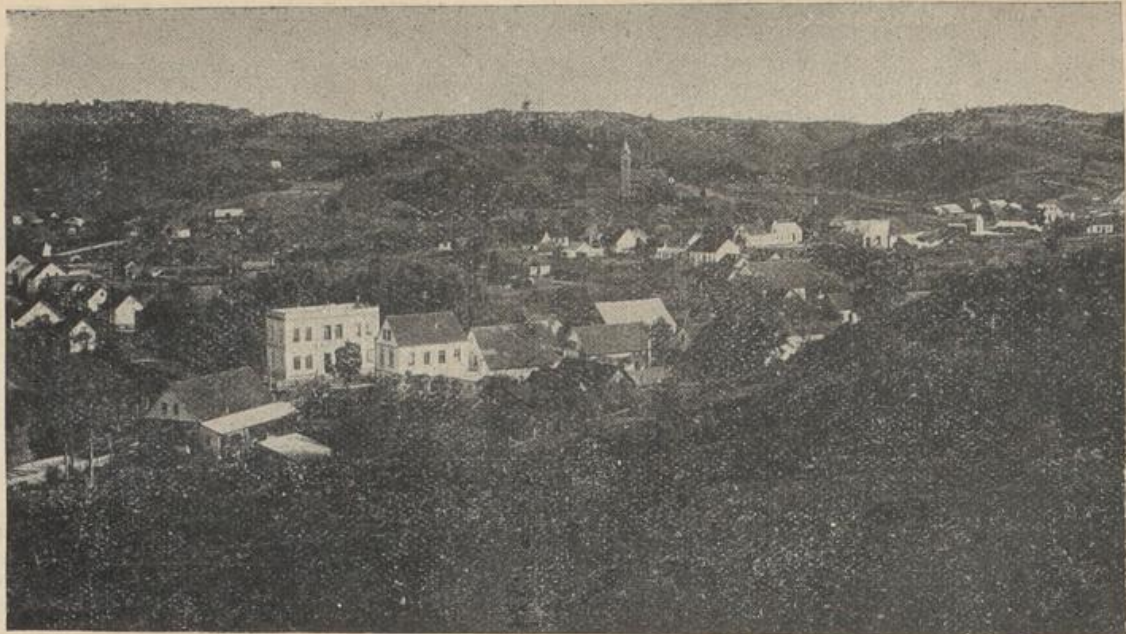
Deutsche Opferwilligkeit.

Auch der Sinn und Wille für Wohltätigkeit ist eine Charaktereigenschaft unseres Volkes, über die doch einiges gesagt werden muß. Bei uns gibt es keine eigentlich armen Leute. Verarmung kann nur durch langes Siechtum des Ernährers oder durch dauernd unordentliches Leben herbeigeführt werden.

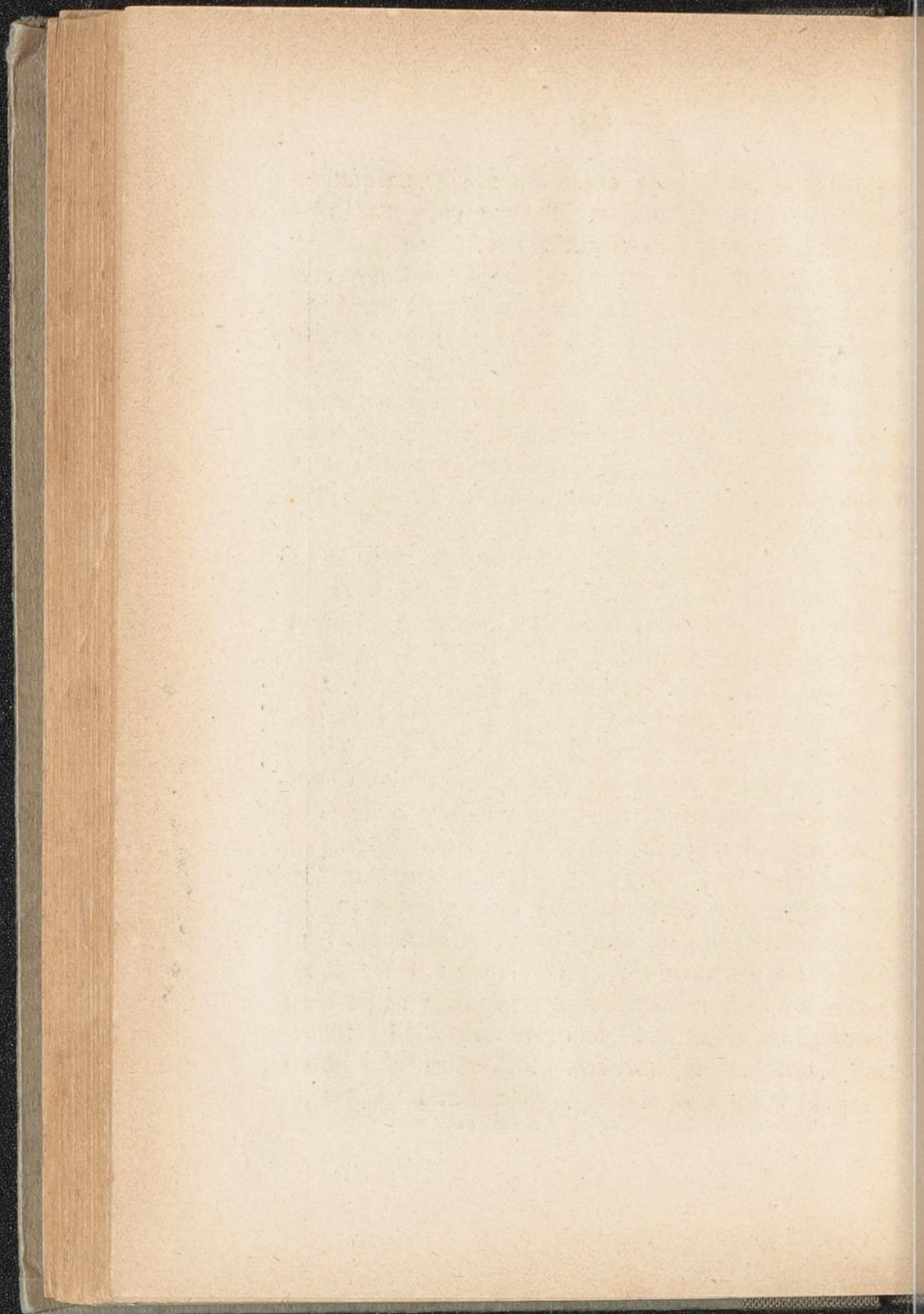
Jeder Arbeiter oder Tagelöhner erhält einen anständigen Lohn; er wohnt gewöhnlich irgendwo am Saum der Stadt in einem eigenen lichten Häuschen mit Garten und Land. So ist das Nötigste immer da. Doch kann es vorkommen, daß ein solcher Mann



Villa São Bento (Hochland).



Villa São Bento (Hochland).



schwer verunglückt und auf ein langes Krankenlager geworfen wird; da kehrt die Not dann doch ein, und die Sorge nimmt alles freudige Hoffen fort.

Es kommt auch vor, daß ein Fabrikarbeiter, in dessen Haus man ohne Not, aber doch von der Hand in den Mund gelebt hat, erkrankt und stirbt. Kassen und Fürsorgen wie in Deutschland gibt es nicht. Die plötzliche Beerdigung verursacht große Kosten; und nachher weiß die Witwe nicht, wie sie sich einrichten soll, daß die Kinder ihr Recht erhalten; allmählich wird sie sich zurechtfinden. Aber vorläufig ist drückende Not in Haus und Herz eingekehrt.

In solchen Fällen helfen die Nachbarn mit Freuden. Doch können sie nicht so viel tun, wie sie möchten und müßten. Andere, die helfen könnten, wohnen fernab und sehen die Not nicht. Da ist es heilsam und gut, für solche Fälle die Augen der Gemeinde recht zu schärfen und die Herzen zur Nächstenliebe zu erwecken.

In meinem ersten Amtsjahr ereignete sich nun ein solcher schwerer Unglücksfall. Mit Hilfe einiger Leute war nachdrücklich zu helfen. Damit aber der ganzen Gemeinde Gelegenheit gegeben wäre, Handreichung zu tun, regte ich die Schaffung einer Unterstützungskasse an, die aus Opfern und freiwilligen Gaben gespeist wird. Seither ist immer Geld genug in der Hand des Pfarrers, jede sich zeigende Not im Keim zu ersticken, auch Kosten zu decken, für Kinder das Schulgeld aufzubringen und ihnen zu Schulbüchern zu helfen, auch kinderreichen Witwen zu jedem

Festtag eine Gabe ins Haus zu schicken, Alten und Einsamen eine regelmäßige Zuwendung zu machen, mit der sie rechnen können; auch für Doktor und Apotheke sorgt die Kasse. Letztere liefert die Medizin für den halben Preis, und der Doktor dient umsonst. Wir haben keine Bettler in der Gemeinde. Wer in Notlage gerät, offenbart sich mit Vertrauen. Niemand braucht umsonst zu bitten; aber meistens ist das gar nicht nötig, weil ein wachendes Auge die Not vor ihrer Offenbarung sah und die Hilfe der Bitte voran- lief. — Das ist ein christlicher, aber auch ein deutscher Herzenszug, den unser Volk wie einen Adel in sich trägt. Wir kennen nur fröhliche Geber!

Kostkinderheime oder Waisenhäuser brauchen wir auch nicht. Jedes Waisen- oder sonstwie verlassene Kind findet immer schnell eine gute Aufnahme ohne besonderes Entgelt und wird mit den eigenen Kindern wie diese erzogen!

Unsere Liebestätigkeit erstreckt sich weit über die Gemeindegrenzen hinaus, indem wir durchreisenden würdigen Volksgenossen zu irgend einem notwendigen Ziel in eine andere Kolonie oder gar in einen andern Staat weiterhelfen.

Von den großen freiwilligen Gaben zur Beschaffung von Turmuhr, Orgel, Altar und anderen Dingen, die durch den Zoll eine Verdoppelung der Anschaffungskosten erfahren, war oben schon die Rede. Erwähnt sei hierzu aber noch, daß unser Kirchenchor durch bedeutende Konzerte manches Tausend dazu aufgebracht hat.

Auch die pflichtgemäße Liebestätigkeit, die selbst über die Meere greift durch Unterstützung von Werken der inneren, äußeren, sowie der Judenmission, bringt jährlich schöne Summen in lebendigen Umsatz.

Groß war auch das Zusammenlegen von Hilfgeldern für das Rote Kreuz. Da blieb unsere Kolonie hinter keiner andern zurück. Es sind Tausende gesammelt und abgeliefert worden. Noch im Januar 1917 hat die Kolonie Kaisers Geburtstag drei Tage lang mit allerlei Spiel und Vortrag gefeiert und für die Ostmarken ungefähr 8000 Milreis, damals schon um 15000 Mark, aufgebracht. Sogar unsere Kinder haben im Kriegsbeginn nach dem Wort „Wie die Alten jung, so zwitschern die Jungen“ eine Zigarrensammlung für die deutschen Soldaten veranstaltet und nicht Ruhe gegeben, bis das Hunderttausend voll war. Diese 100000 Brasil-Zigarren sind über ein neutrales Land richtig in deutsche Hand gekommen. Sie waren ja nur ein kleines Geschenk für unser Millionenheer; und doch war es eine Liebesgabe unserer Kinder, die nicht oft ihresgleichen findet.

Obwohl mir die aufgebrachten Summen nicht alle bekannt sind, so glaube ich doch, daß wie das gesamte brasilianische Deutschtum, so auch das in Dona Francisca einst in Ehren bestehen wird, weil es getan hat, was es konnte.

XXV.

Bisheriger Wert des Auslanddeutschtums.

Hier ist der Ort, ein Wort zu sagen von dem Wert des Deutschtums im Ausland und damit auch von dem in Brasilien.

Wenn man das Wunder begreifen will, wie es möglich war, daß das Deutsche Reich und sein Volk so auffällig schnell, nämlich in gut 40 Jahren, zu Ansehen, Macht und großem Reichtum gekommen ist, so darf man sich nie dem Trugschluß hingeben, als ob Deutschland das alles nur seiner eigenen Kraft, Intelligenz und Erfindungsgabe zu danken habe. Man muß vielmehr bedenken, daß es im Auslande eine Unterstützung fand, wie sie noch nie einem andern Volke zu teil geworden ist.

Die Millionen staatsentlassener, zurückgesetzter und verstoßener Deutschen in aller Welt, die auch in der Fremde nie ihr Vaterland vergessen konnten, haben über dessen Einigung nicht nur gejubelt, sondern sie sind zum Tatdeutschtum übergegangen, sind des alten Vaterlandes Pioniere und Agenten geworden, indem sie von Deutschland allein alles das kauften, was dieses ihnen zu liefern in der Lage war. Und die Liste der Artikel, die man im industrieloßen Ausland gebraucht, ist riesengroß. So sah die Welt bald in den Händen der Deutschen deutsche Werkzeuge, Maschinen, pharmazeutische Präparate, Kleiderstoffe und Industriewaren aller Art.

Schnell erkannten die Völker, unter denen unsere Brüder lebten, neben der Billigkeit die vorzügliche Güte dieser Gegenstände und wurden auch Kunden deutscher Lieferanten. Die Deutschen im Auslande erwiesen sich als die Brücke, über die das arbeitssame und aufwärtsstrebende deutsche Heimvolk jedes Erzeugnis seiner Erfindung und seines Schweißes lohnend absetzen konnte an ein Meer von Völkern, die selber nur wenig wußten und wissen konnten von dem aus tausendjährigem Traum erwachten Deutschland.

Und der bestgeschulte, immer und in allen Lagen anpassungsfähige deutsche Kaufmann fand überall offene und gangbare Wege nicht nur zu wachsender Kundenschaft, sondern auch zu den Bezugsquellen der für die Heimat nötigen Rohstoffe.

Ganz besonders traf dies für Südamerika zu, also auch für Brasilien. Wir dürfen bei dieser Betrachtung keine zu engen Kreise ziehen, weil eben das Auslandsdeutschtum in seiner Masse den Erfolg herbeiführte, doch nur, weil jeder einzelne, also auch jede einzelne Urwaldkolonie daran beteiligt war.

Unter diesem Gesichtswinkel muß man das unglaubliche Emporschießen der Leistungsfähigkeit Deutschlands sehen, dann kommt man von selbst auf die rechte Ein- und Wertschätzung des Auslandsdeutschtums.

Auch die überaus schnelle Entwicklung der deutschen Schifffahrt hängt allein damit zusammen. Bald kannte man nur noch Hamburger und Bremer Passagierschiffe als sauberste, schnellste und angenehmste in aller Welt! Weit nutzbarer aber war der unscheinbare

Riesendienst der großen Frachtdampfer-Flotte, die unermüdlich tätig war, dem deutschen Markt alles zuzutragen, was die Welt an wertvollen Dingen in rohem Zustande liefern konnte. Im Heimathafen aber übernahmen sie die Berge der von emsigen Händen und helfenden Maschinen unter dem Regiment des deutschen Erfindungsgeistes geschaffenen Ausfuhrsgüter und versetzten sie über die Meere in die lechzenden, kulturarmen Länder der Erde, wo mit Hilfe dieser Kulturgüter neues Leben zu erstehen und zu erblühen begann.

Man bedenke doch, daß z. B. unter den Tausenden von Elektrizitätswerken, die allein in Südamerika entstanden, kaum eines ist, das nicht von Deutschland aus eingerichtet ist mit natürlich nur deutschem Material und Maschinenpark.

Auch lasse man sich sagen, daß die Tausende von Kilometern an Eisenbahnen in Südamerika zwar von nordamerikanisch-englisch-belgisch-französischen Gesellschaften erbaut wurden, daß aber die Schienen von deutschen Stahlwerken stammen, wie auch die Lokomotiven deutsches Fabrikat sind; auch die kleinen und großen Eisenbahnbrücken sind bis auf den Niet und Zement für die Pfeiler nur deutschen Ursprungs, weil der deutsche Markt der leistungsfähigste war und blieb, mit dem jeder Unternehmer zuverlässig rechnen konnte auch betreffs der Lieferzeiten. Dazu waren ja die deutschen Schiffe da!

Was für ein Gewinn müßte für uns daraus fließen, wenn nur jedem Deutschen ein einziges Mal der Blick geöffnet werden könnte für die die ganze

Welt umspannende und deren Pulsschlag beeinflussende deutsche Rührigkeit! Jeder, auch der bescheidenste Arbeiter, der nie mit der großen Welt in Berührung kommt, sollte davon etwas schauen, damit er weiß, wie wichtig auch sein Dienst ist für das Ganze. Möchte dies Büchlein ein wenig dazu helfen!

Wir können das wahre Wort „Viele Wenig machen ein Viel!“ ummünzen in: „Viel Kleines macht ein Großes!“, denn auch mit kleinsten Gebrauchsgegenständen aller Art sind größte deutsche Schiffe voll beladen immer wieder in die Welt hinausgefahren; auch die kleinen Dinge haben Deutschland mit groß gemacht.

Wir Urwäldler können Hunderte, ja Tausende von Kilometern reisend abreiten und Quartier suchen, wo die hereinbrechende Nacht uns dazu zwingt, sei es nun bei Landsleuten oder bei Kindern anderer Völkerschaften, so werden wir doch nie andere Waldmesser, Äxte, Sägen, Flinten und dergleichen finden, als solche deutschen Herkommens. Und so könnte ich immerfort Neues aufzählen. Es genüge das Gesagte zur rechten Wertschätzung des Deutschtums im Auslande.

XXVI.

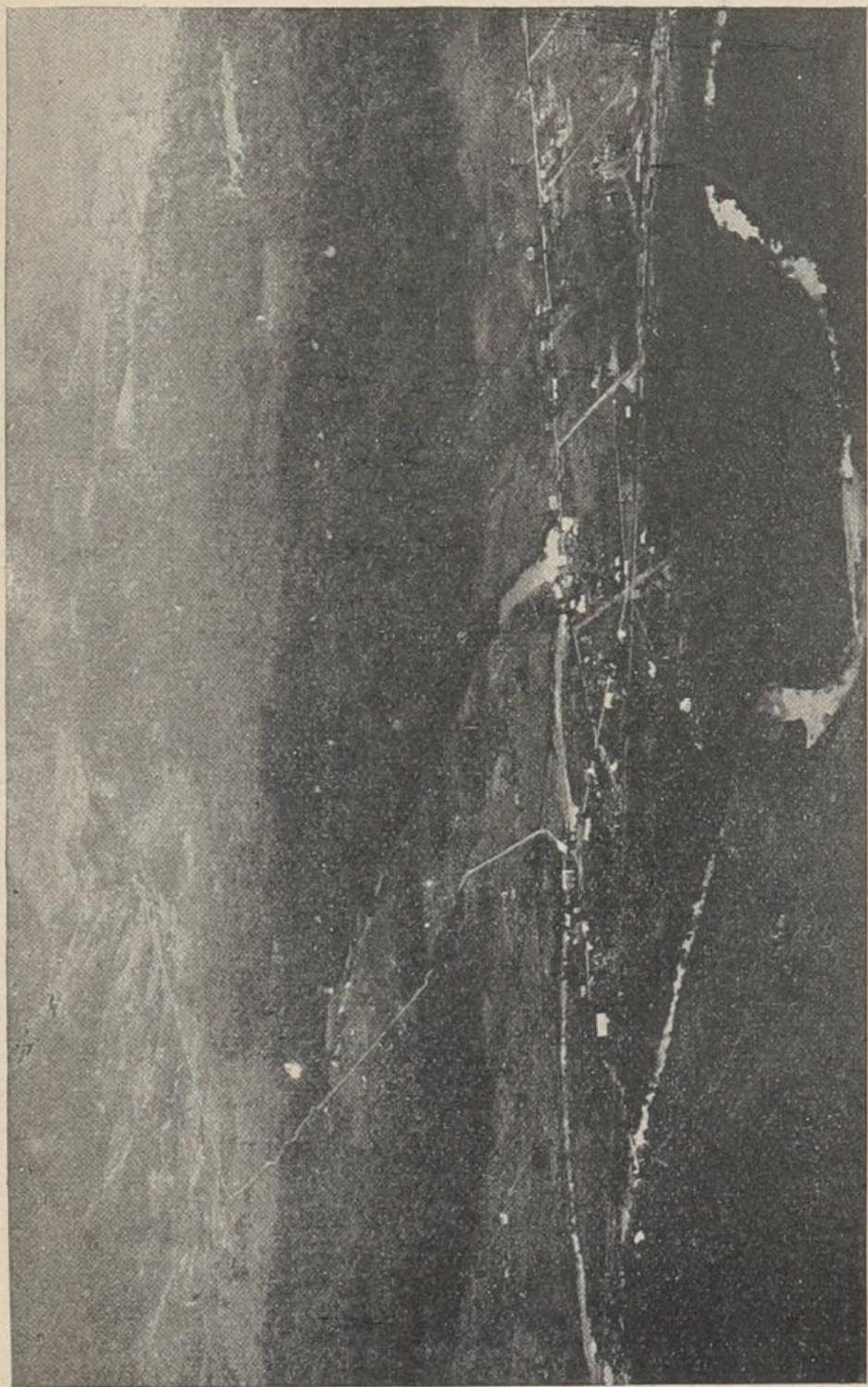
Das herrliche Joinville. Ein Denkmal deutschen Fleißes.

Aber so war es einmal! Und ehe ich mich jetzt der Frage zuehere, ob es je wieder so werden kann, will ich es versuchen, das an ein Märchen erinnernde Bild der herrlichen Stadt Joinville vor den Augen

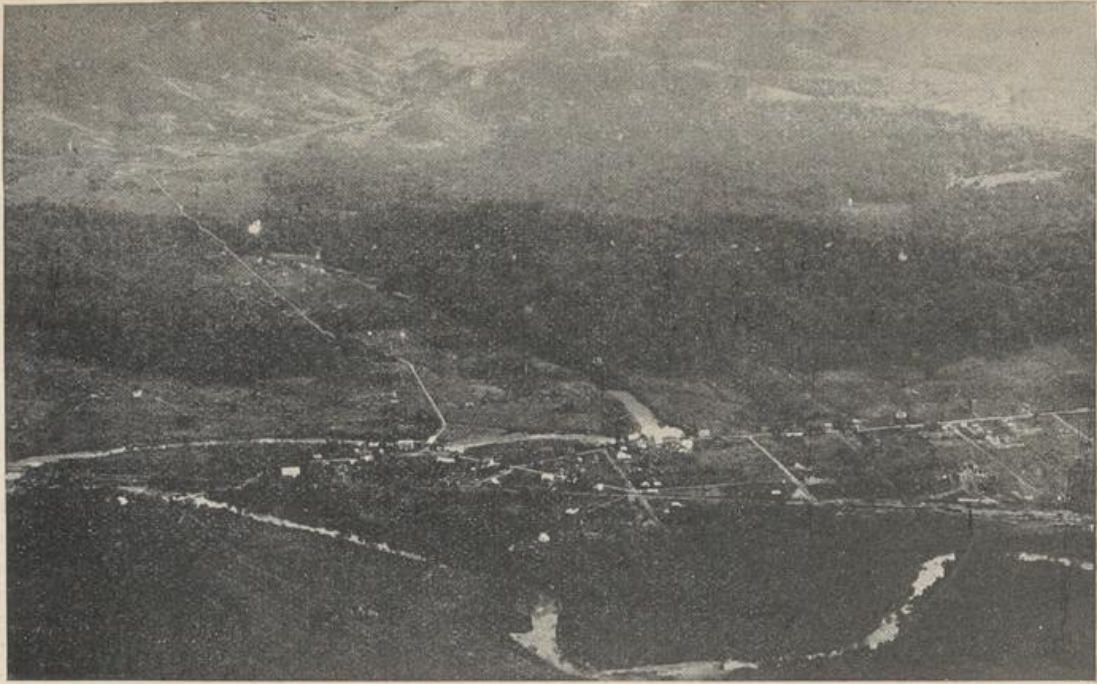
des Lesers erstehen zu lassen. Auch ein solches Denkmal deutschen Fleißes hat uns etwas zu sagen.

Anfangs April 1898 hatte ich ganz unvermittelt, also auch ohne besondere Kenntniss von den Verhältnissen in Brasilien und speziell in Dona Francisca vom „Evang. Luth. Gotteskasten“ die Berufung in diese Arbeit empfangen und freudig angenommen, worauf ich die umgehende Antwort erhielt, mich für Ende des Monats zur Abreise fertig zu halten und mich — wenn irgend möglich — vorher zu verheiraten. Beides war möglich, und so traten wir am 3. Mai unsere Hochzeitsreise nach Brasilien an; unterwegs sahen wir in Portugal voll Entsetzen mit Gold- und Brillantschmuck überladene Leute in den elektrischen Bahnen und an geschlossenen Orten, während auf den Straßen allerorts in aufdringlichster Weise sich uns massenhaft Bettelvolk in den Weg stellte. Das löste einen un schönen Vorbegriff von Brasilien aus. Doch erlebten wir nach dieser Seite die angenehmste Enttäuschung. In Brasilien gibt es zwar auch Bettler, doch sieht man sie gewöhnlich nur am Sonnabend; der Tag ist ihnen polizeilich dazu freigegeben; auch sind diese Leute durchschnittlich bescheiden. Dafür fiel uns auf, daß die meisten Orte, die wir von Nord- bis Südbrasilien berührten, viele zerfallene, ruinenhaft aussehende Gebäude aufwiesen. So wurden unsere Erwartungen stark herabgestimmt.

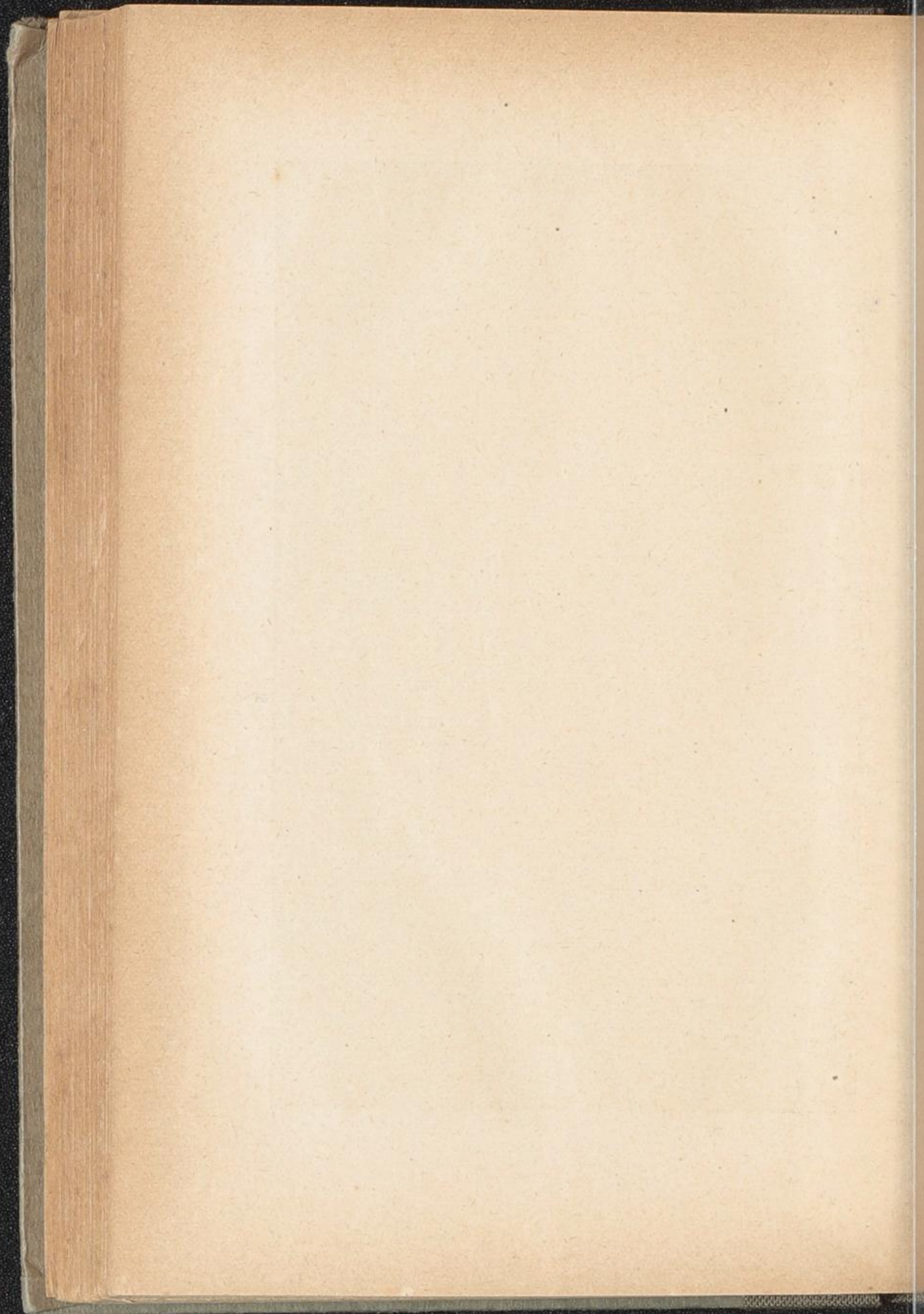
Umso größer war darum die Freude, als wir am 1. Juni nach schnell erledigter Zollabfertigung in einem deutsch bedienten, sauberen kleinen Flußdampfer



Kolonie Sanja Humboldt. Zweiggründung von Joinville.



Kolonie Hansa Humboldt. Zweiggründung von Joinville.



vom Hafenplatz São Francisco nach Joinville kamen. An der Kaimauer, die unser Stadthafenbild aufweist, landeten wir und traten über auf eine prächtige, breite Straße, die in wenigen Minuten zur Stadt führte. Wohin unser Auge sich wandte, sah es inmitten von Anlagen, zwischen Palmen, Bambusbüschen, Zierbäumen und -büschen lauter saubere, mit Blumen- und Gemüsegärten, Orangen- und anderen Frucht- bäumen umgebene Häuser in der gewohnten deutschen Bauart wie einladende Schmuckkästchen herausleuchten! Nirgends ein Zerfall! Und wo ein Haus ein Firmenschild trug, war das ein deutsches! Nur deutsche Laute klangen wie Musik an unser Ohr. Selbst ein uns beegnender Neger zog den Hut und sagte: „Guten Tag!“ Er war aber weder ein Schmaroher noch Bettler, denn auch die Neger in den deutschen Ansiedlungen haben wir als vertrauenswürdige, arbeitssame Leute kennen lernen dürfen. — Dieser erste Eindruck hat sich von Tag zu Tag nur vertiefen können.

Wir wollen heute einen Sprung wagen, indem wir uns das ungesunde Sumpfloch von 1851 erst nach seinem diamantenen 60. Lebensjahr wieder vor das Auge kommen lassen und staunend sehen, was deutscher Fleiß zuwege gebracht hat.

Das gesamte, planmäßig von Anfang an festgelegte Straßennetz ist ausgebaut; die Straßen sind durchschnittlich 8 Meter breit und mit 2 Meter breiten Bürgersteigen umsäumt; das ganze Stadtgebiet ist durch kleinere und größere Kanäle trockengelegt; die Regengewässer nehmen verdeckten Abzug. Die er-

weiterte, ganz aus deutschem Material angelegte Wasserleitung, der auch öffentliche Brunnen angeschlossen sind, ist für 35000 Personen berechnet, obwohl nur gegen 6000 den Stadtbezirk bevölkern. Wassernot kann es also nie geben. Kein Haus ist an das andere gebaut. Jedes hat sein Stück Gartenland. Ein geregeltes Abfuhrwesen sorgt dafür, daß die Stadt nie verseucht wird. Darum kennen wir auch keinerlei Epidemien. Tuberkulose, Diphtheritis, Typhus und andere gefürchtete Krankheiten treten bei uns nur in vereinzeltten Fällen auf. Alle Kinderkrankheiten verlaufen in mildester Form. Gelbes Fieber ist vollständig gebannt. Auch Malaria und andere Fieber sind nach Kräften bekämpft. Für die Stadt und das umliegende Waldland besitzen wir drei Apotheken. Tüchtige deutsche Ärzte besaßen je und je das Vertrauen der ganzen, auch der brasilianischen Bevölkerung.

Eine seit 1910 erbaute Eisenbahn gibt uns ebenso tägliche Verbindungsmöglichkeit mit der Hafenstadt wie der Flußdampferdienst, der seit Jahren von der Verwaltung des Prinzen von Joinville eingerichtet ist. Die Eisenbahn bringt uns aber auch mit dem Hoch- und Hinterland zusammen, durch welches wir sogar sowohl nach Norden über São Paulo und Rio de Janeiro bis Victoria im Staat Espirito Santo, als auch nach Süden über Santa Maria in Rio Grande do Sul nach Argentinien und über die Anden nach Chile kommen können. Aber natürlich zieht man bei Reisen meist den Seeweg vor. Außerdem haben wir

Straßen- oder Landwegverbindung südwärts nach Blumenau und dem Süden unseres Staates, westwärts über São Bento nach Rio Negro, und nordwärts nach Curitiba im Staat Paraná.

Diese Verkehrswege sind alle nötig, um unserer Fabriken und des Handels willen. Bei der Einfahrt in den Flußhafen erhebt sich eine ganz moderne, in Braunschweig hergestellte und von deutschen Monteuren bei uns aufgerichtete Weizenmühle, die 800 000 Mark gekostet hat und täglich 600 Sack Mehl zu je 45 Kilogramm mahlt. Der Weizen wird aus Argentinien eingeführt. Die Zollverhältnisse liegen für die rohe Ware weit günstiger als für fertiges Mehl. In Brasilien gedeiht zeitweise auf dem Hochlande auch Roggen; doch ist kein Verlaß darauf. Wirklich verlassen kann man sich nur auf den Anbau von Reis und Mais, die immer gut tragen.

Eine Nagelfabrik, die auch Stacheldrähte und Drahtgeflechte herstellt und mit diesen Fabrikaten das gesamte Hinterland versorgt, bezieht die notwendigen Stahl- und verzinkten Drähte ebenfalls aus Deutschland. Sieben große Gerbereien arbeiten mit deutschen Maschinen, Werkzeugen und Chemikalien. Drei bedeutende Bierbrauereien stehen desgleichen für alle Bedarfsartikel nur mit dem alten Vaterland in Beziehung. Wir haben auch große Fabriken für Strick-, Wirk- und Webwaren, die die zu verarbeitenden Garne als sogenannte Halbfabrikate aus Deutschland bezogen haben. Eine Anzahl Mate-Mühlen verarbeiten den in den Wäldern des Hochlandes wachsenden brasilian-

nischen Tee, der hauptsächlich nach Argentinien und Chile ausgeführt wird. Dieser „Herva-Mate“ gibt ein erfrischendes Getränk und dürfte in Deutschland auch noch bekannter werden, zumal er bei großer Billigkeit der Gesundheit weit weniger abträglich ist als chinesisches Tee.

Ferner sind große Ziegeleien am Plage, Sägemühlen, zwei Zündholzfabriken, eine Leimfabrik und einige Stärkfabriken. Alle diese Betriebe arbeiten nur mit elektrischer Kraft, deren sich auch die Buchdrucker und Lithographen wie die Apotheker und Handwerker, als Tischler, Drechsler, Schmiede und Schlosser, besonders auch die größeren mechanischen Werkstätten bedienen. Unser Elektrizitätswerk ist durch Siemens und Halske angelegt; die Wasserkraft eines 27 Kilometer von der Stadt entfernten, sehr hohen Wasserfalles ist dem Zwecke dienstbar gemacht worden. Unsere ganze Stadt liegt allnächtlich in einer Flut von Licht.

Doch noch schöner beleuchtet unser Herrgott unsere Stadt an so manchem klaren Abend bei Sonnenuntergang. Die Sonne versinkt für uns hinter 1000 Meter hohen, etwa 90 Kilometer entfernt liegenden Bergen; dieser Vorgang vollzieht sich in einer Flut von goldigen und blutigroten, rubinleuchtenden Tinten, die alle schneeweiß getünchten Häuser von Joinville so unter ihr Feuer nehmen, daß die Stadt herrlicher aufleuchtet als das schönste Alpglühen in den Schneefeldern der Schweiz, zumal die sonbestrahlten Fenster lauter pures Gold dazwischen fließen lassen. Es ist

immer so: wer dies Leuchten und Glühen zuerst sieht, muß alle Hausgenossen zum Mitanschauen heranzurufen. Lange dauert die Herrlichkeit allerdings nie. Schnell, förmlich ruckweise sinkt die Sonne weg, und ganz plötzlich stirbt das Leben aus den Farben, die ins Violette, Stahlgraublau und Totschwarze der Nacht verfließen, während nun ebenso plötzlich das Myriadenheer der Sterne herrlich funkelndes Zeugnis ablegt von dem nie vergehenden Lichtgold der Sonne. Zwerglein ist dagegen die von dem Menschen wachgerufene, aus jenen Bergen hervorgelockte Flut des elektrischen Lichtes.

Vergessen wir aber nicht, daß auch die in Lichteffekten zauberstarke Sonne das oben geschilderte Bild nie, auch nicht einmal als *Fata morgana*, zuwege gebracht hätte, wenn nicht sechzigjährige deutsche Kulturarbeit die Grundlage dazu geschaffen und den Urwaldsumpf in eine malerisch schöne Gartenstadt verwandelt hätte!

Die Menschheit hat fast ein Halbjahrhundert lang das vorher nie gekannte Wunder der Kulturleistung des deutschen Volkes sehen und bestaunen dürfen. Und rubinblutig ist die Sonne nun darüber untergegangen. Käme die deutsche Herrlichkeit nie mehr zutage, so bliebe für uns und alle Welt doch die schmerzende und dennoch wohlthuende Erinnerung an die Glanzzeit des deutschen Reiches und Volkes, die — wenn nicht uns selber wieder — keinem Volk der Erde je zu eigen werden wird. Denn zu solcher Herrlichkeit gehört eben nicht nur kalt berechnende Geschäfts-

tüchtigkeit, sondern auch das warmblütige Herzbeteiligten am sinnend zu schaffenden Werke; das ist ausschließlich deutsche Art!

Wie aber die blutrotgoldenen über jenes kleine Urwaldstädtchen hinwegtauchende Sonne immer wieder mit einer neuen, fast erdrückenden Fülle von edlem Gold strahlend wiederersteht, so wird sie auch wiederkommen, um zur Geltung zu bringen, was unsere Kinder schaffen werden. Sie verbirgt ihr Antlitz nur eine Weile, bis die Schrecken der Zerstörung aufgehoben sind und Deutschland verjüngt aufersteht.

Es ist das Stadtbild von 1914, das wir sahen; wie mir aber erst ganz kürzlich zugegangene Briefe von Ende 1918 melden, sind inzwischen noch so viel bauliche Veränderungen vorgekommen, daß ich bei meiner demnächstigen Rückkehr erstaunen soll. Von den öffentlichen Gebäuden und den Kirchen und Pfarrhäusern ist schon früher die Rede gewesen. Ein modernes neues Krankenhaus ist hinzugekommen.

Ich möchte den Leser jetzt nur bitten, an der Hand meiner Beschreibung und der beigegebenen Bilder sich eine Vorstellung von dem blühenden Joinville zu machen und dabei zu bedenken, daß hier kein Stein auf den andern gekommen ist, auch nicht bei dem Palais des Prinzen von Joinville, ohne daß deutsche Baumeister das Werk geleitet hätten; und was dazu aus dem Auslande gebraucht wurde zu Eisenkonstruktion oder in Zementwaren — auch hierfür haben wir zwei Spezialbetriebe mit deutschen Maschinen —, ist alles aus Deutschland bezogen worden.

Der Zug nach deutscher Ware war so stark, daß auch brasilianische Firmen aus Deutschland importierten, wodurch sich der Weg für den Export von selber vorschrieb.

Gewiß gibt es noch viele derartige, von Deutschen geschaffene Oasen in anderen Teilen Brasiliens und Südamerikas; und vielleicht dürfen wir bald auch mehr derartige Lebens- und Charakterbilder auf dem Büchermarkt finden; aber heute bitten wir den Leser, die Kolonie Dona Francisca und die Stadt Joinville daraufhin anzuschauen, was sie durch deutsche Energie und deutsche Hilfsmittel geworden sind und was sie an ihrem Teil allein mit beigetragen haben zu des alten Vaterlandes Aufblühen. Dieses Resultat ver-tausendfacht läßt dann die rechte Wertung des Deutsch-tums im Auslande an den Tag treten, oder doch überwältigend ahnen.

Die deutsche Frau hat speziell für Brasilien einen Löwenanteil an dem so sichtbar gewordenen Wert des Auslandsdeutschums. Ihre von Schiller besungene Tüchtigkeit und Arbeitswilligkeit macht das Leben im Auslande so angenehm und erfolgreich. Wie ganz anders liegt da die Sache bei allen weißen Brasilianern! Bei diesen erniedrigt sich die Frau zu Sklavendiensten, wenn sie eine richtige Arbeit verrichtet. Das ist bei ihnen nur Sache der „Criados“, d. h. der schwarzen oder braunen Dienstboten, von denen es in einem solchen Hause wimmelt, weil für jeden anders gearteten Arbeitszweig auch andere Diener ange-stellt sind.

Die Frau und die Töchter aber tändeln, spielen Klavier, häkeln und sticken, gehen spazieren und machen Besuche; nur arbeiten dürfen sie nicht! Deswegen kann es auch keine brasilianischen Kolonisten geben; sie würden nie zu etwas kommen. Und wo solche Leute doch den Versuch machen, da gelangen sie nie zu irgendwelchem Wohlstand. Armut und Not bleiben im Regiment; die dennoch geübte freundliche Gastfreundschaft mit dem Wenigen, das sie haben, bleibt ja ein nachahmenswerter feiner Zug dieses Volksschlages. Aber sie allein würden ihr Land niemals von Grund auf zu heben imstande sein.

Das mußte zu Ehren der um ihres Fleißes willen so hoch und hehr dastehenden deutschen Frau gesagt werden.

Mögen alle deutschen Mädchen, die dieses lesen, auch solche die Welt bezwingenden und die Welt segnenden deutschen Frauen werden. Unter ihrer Hand wird die Wildnis zum Blumengarten, wie es die Gartenstadt Joinville beweist.

XXVII.

Der Zukunftswert des Deutschtums im Ausland.

Der Maßstab für den Zukunftswert des Deutschtums im Ausland ergibt sich ganz von selber aus seinem Vergangenheitswert. Zwar sind die Verhältnisse jetzt stark verschoben. Deutschland ist im Krieg unterlegen, nachdem es sich über vier Jahre gegen die ganze Welt heldenmütig gewehrt hat.

Die Hauptursachen seiner Niederlage waren Hunger und Mannschafsmangel. Der durch die Blockade geschaffene, immer mehr wachsende Hunger hat die Masse des Volkes lahm gemacht; die verheerenden Folgen davon haben wir am eigenen Leibe erfahren. Die Revolution kam dann als unzeitgemäße Begleiterscheinung dazu. Sie war ja aus einem ganz anderen Hunger geboren; doch der Brothunger diente ihr.

Wie groß aber der Mannschafsmangel war, konnten wir daran erkennen, daß Zehntausende von Frauen als Beamtinnen und Arbeiterinnen in die Lücken springen mußten, weil jeder brauchbare Mann zum Militär eingezogen war. Dabei stand es an vielen Frontstellen so, daß 50 Mann als Rest von 150 gegen drei Tanks sich halten sollten. Der Geist der Truppen war gut; aber was half das jetzt noch?

Wir mußten uns zum Rückzug und Waffenstillstand entschließen. Keiner schäme sich, daß wir unterlagen! Welches andere Volk hätte an unserer Stelle auch nur zwei Jahre durchgehalten? Und wer will uns je das rauben, was wir Großes getan und geleistet haben?

Vorläufig aber haben wir zum inneren auch den äußeren Schaden. Wir sind arm geworden. Und nach der Feinde Willen sollen wir nie wieder zu einer Bedeutung kommen. Handel und Wandel liegt darnieder. Unser Geldwert ist sehr gesunken. Der Weltmarkt ist uns genommen und soll uns verschlossen gehalten werden; selbst unsere besten Kunden, die uns

um der Volksgemeinschaft willen von Herzen zugetan sind, müssen sich von unsern Feinden bedienen lassen.

Werden wir denn je wieder hoch und an die Sonne kommen? So möchte man zagend fragen, solange der Durchblick in die Zukunft verschleiert ist.

Ja, wir werden wieder hoch und an die Sonne kommen! Ein Blick auf unsere Brüder draußen in der Welt gibt uns die zuversichtliche Gewißheit wieder.

Wie sie einst die Brücke waren, über die Deutschland so schnell in die Welt hinaus und hinein kam, so werden sie auch in Zukunft noch einmal diese Brücke sein. Wenn auch alle übrigen Völker sich gegen deutsche Belieferung verschließen möchten, so werden doch die Auslandsdeutschen das nicht tun.

Und welche Bedeutung sie in ihrer neuen Heimat besitzen, beweist am deutlichsten Englands Bemühen, sie alle aus ihren Wohnsitzen und Gerechtsamen zu vertreiben, so weit es seine Macht irgendwie geltend machen kann. Nullen könnte man ja dulden! Es liegt eigentlich ein Kompliment für uns darin, daß wir um unserer Tüchtigkeit willen verfolgt werden.

So böß jetzt alles aussieht, wird es doch nicht so böß werden, wie es gewollt und angelegt ist. Plötzlich könnte Deutschland den Weltmarkt ja gar nicht wieder bedienen. Die Angebotsmöglichkeit wird nur allmählich kommen. Bis dahin aber kehrt auch mancher Vertriebene und Geschädigte wieder an seinen früheren Sitz zurück und nimmt das deutsche Angebot ebenso freudig wahr, wie alle jene, die in neutral ge-

bliebenen und kriegsbeteiligten südamerikanischen Ländern leben.

Die zur Unterbindung des Handels mit Deutschland geschaffenen Gesetze lassen sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, weil die meisten Auslandsdeutschen dort das Bürgerrecht in gleichem Maße betonen dürfen, wie sie dessen Pflichten erfüllen, sodann aber, weil jene Völker bald selber einsehen werden, daß die Kunstsperrre zu ihrem eigenen Schaden ausschlägt.

Auf alle Fälle darf Deutschland sich aber auf die Männer seines Volkstums im Auslande fest verlassen. Sie werden die zerrissenen Fäden anknüpfen, sobald es möglich ist; sie werden es auch sein, die eben so bald zur Rohstoffversorgung des alten Vaterlandes beitragen.

Die Brücke ist noch da! Und wo sie beschädigt ist, baut sie sich wieder aus zur alten Haltbarkeit. Alles wird bereit sein für den neuen friedlichen Einmarsch Deutschlands in die Welt. Der Wert des Deutschtums im Ausland wird sich aber nicht nur als Geschäftswert offenbaren, sondern auch als Segenswert; das unvergleichlich tiefe deutsche Gemüt wird dem niedergebeugten Altvaterland wohlthun mit den Goldbarren deutscher Liebe und Treue.

Dieser lichte Blick in die Zukunft legt aber auch dem deutschen Heimvolf wichtige Verpflichtungen auf. Davon sei jetzt die Rede.

XXVIII.

Deutschlands innere und äußere Gegenpflichten.

Soll und will das deutsche Heimvolk die ihm seitens des Auslanddeutschtums aufgestapelten Werte beheben, dann muß es sich erst wieder auf sich selbst besinnen. Sein Erleben in der bösen Übergangszeit erinnert mich lebhaft an das zutreffende Bild eines in Fieberschüttelfrösten liegenden Mannes, der zeitweilig seiner Mannbarkeit beraubt zu sein scheint. Für das deutsche Volk ist beides: Genesung und Verfall auf dem Marsche. Unbesinnen führt unweigerlich zum Verfall, Besinnen aber zur Genesung. Und wir werden uns besinnen! So werden wir auch genesen. Aus der Tiefe aufsteigen und wieder etwas gelten in der Welt, das allein ist die rechte Art des deutschen Wesens. Kommt aber über kurz oder lang die Genesung zur Vollkraft, dann heißt es für jedes Glied der deutschen Volksgemeinschaft: Geh' zur Ameise und lerne von ihr! — Wenn wir einen Ameisenhaufen beschädigen, so treten sofort Hunderte, ja Tausende an der Wundstelle zutage, besehen den Schaden und schwärmen dann soweit aus, als das Trümmerfeld reicht. Nicht nur mit ihren Zangen, sondern auch mit Verstand tragen sie den unscheinbaren Schutt heran und bauen ihn so an, daß der Haufen nachher schöner aussieht als vorher. — Das Deutsche Reich ist der Ameisenhaufen, und das deutsche Volk ist das Ameisenheer, aber nur dann, wenn es als Volksgemeinschaft sich auch auf die Arbeitsgemeinschaft besinnt. Jedes

arbeitsfähige Glied unseres Volkes — männlich oder weiblich — muß sich nur noch als Arbeiter wissen, gleichviel ob es öffentlich diesen Ehrentitel als Namen führt, ob es sich in ein kaufmännisches oder anderes Fach rechnet, oder ob es im Lehrstuhl oder auf der Schulbank seinen Platz hat: alle müssen Arbeiter sein in der deutschen Volksgemeinschaft wie die Ameisen in ihrer hochdisziplinierten Gemeinschaft.

Sobald das geschieht, bauen wir unser zerstörtes Reich wieder und heilen allen Schaden. Aber unermüdlich ameisenfleißig müssen wir sein.

Und weil wir einen besseren als den Ameisengeist haben, so werden wir auch größere Dinge vollbringen. Die Not wird unseren erfinderischen Geist noch erfinderischer machen; und wir werden der Welt bald wieder Kulturgüter anbieten, die uns weder ein Engländer, noch ein Nordamerikaner, noch ein Franzose, noch auch ein Japaner — die andern braucht man ja gar nicht zu nennen — vorgemacht hat!

Wir müssen aber vor allem auch in der Lohnfrage wieder vernünftig werden. Nur durch Dienen kommt man zum Herrschen! Und nur dann, wenn jeder seiner eigenen Nation treuer Diener ist — wie die Ameise ihres Volkes —, werden wir selbständige, unabhängige Herrenmenschen werden. Bleiben wir aber auf dem umgekehrten Weg, so müssen wir aller Welt Knechte sein!

Also die Selbstbesinnung auf selbstlosen, aber alle Vorteile des Vaterlandes wahrenen Dienst, die emsiger Arbeit gleichkommt, ist unsere innere Gegen-

pflicht gegen das unseres Angebotes harrende Aus-
landdeutschtum.

Dazu kommt auch eine äußere Gegenpflicht,
die sich in dem Sinn von äußerer Mission er-
füllen muß.

Wir wissen jetzt zur Genüge, daß unsere Brüder
im Auslande nur in sehr wenigen Ländern in jeder
Hinsicht sich selber helfen können. Ganz besonders
verlassen auf dem Gebiet der Schule und Kirche sind
unsere Brüder in Südamerika, speziell in Brasilien.
Sie können wohl materielle Opfer bringen und bringen
tatsächlich weit größere Opfer zur Erhaltung ihrer
Schul- und Kirchengemeinden, zur Besoldung ihrer
Lehrer und Pastoren als wir hier; aber sie müssen
diese letzteren immer wieder aus Deutschland kommen
lassen, woher auch alle besseren Lehrmittel bezogen
werden. Da können sie eben nur an den entwickel-
teren Orten in ihren Kolonien ähnlich so bedient
werden, wie wir es im Vaterland gewohnt sind.
Und auch das geht nicht ohne Beihilfen aus Deutsch-
land. Groß aber bleibt dann immer noch die
Not in den Waldschulen, der auch dann nicht
abzuhelfen wäre, wenn für jede ein seminarisch
gebildeter Lehrer aus Deutschland zur Verfügung
stünde; denn wir dürfen diese Männer nicht in
Stellungen berufen, in denen sie keine dauernde
Befriedigung finden können. Und wenn wir uns
nun ganz einfach und richtig selber helfen wollen,
indem wir dort Lehrer heranbilden, so geht das
wieder nicht ohne Hilfe aus Deutschland. Wir

brauchen tüchtige Lehrkräfte und mancherlei Lehr- und Hilfsmittel.

Es genügt jedoch nicht, daß das Deutsche Reich und die privaten Hilfsvereine uns jetzt weiter helfen, wie sie es vor dem Kriege taten. Auch bedeuten ihre Hilfsgelder, solange unser Markkurs tief steht, nur ein Drittel bis zur Hälfte der Summen, die uns früher zu gute kamen. Es müßten also folgerichtig dementsprechend größere Unterstützungssummen aufgeboten werden. Wird das Reich das aber können und wollen? — Und werden die Privathelfer, wie der Luthेरische Gotteskasten und die Barmer evangelische Gesellschaft, die in Verbindung mit dem Berliner Evangelischen Oberkirchenrat arbeitet, wird auch der Verein für das Deutschtum im Ausland, dessen Ortsgruppe Hamburg so besonders fürsorglich das brasilianische Notfeld bedenkt, je wieder die Mittel haben, ihre Aufgaben durchzuführen?

Gerade der Verein für das Deutschtum im Ausland hat zu klagen, daß er unter unserem Siebenzig-Millionen-Volk nur 70000 Mitglieder hat! Das ist ein Zeichen dafür, wie wenig die Heimatdeutschen bisher an ihre Brüder im Ausland gedacht haben. Daß darin ein Umschwung zum Besseren erzielt werde, ist auch mein Wunsch. Gerade der Umstand hat mir die Freude gegeben, dies Büchlein zu schreiben.

Es macht gar keinen Anspruch auf irgendwelche Wissenschaftlichkeit; vielmehr will es nur schlicht und ernst ein wenig in die Kenntnis des Auslandsdeutschtums einführen und die Herzen der Leser zu dauernder

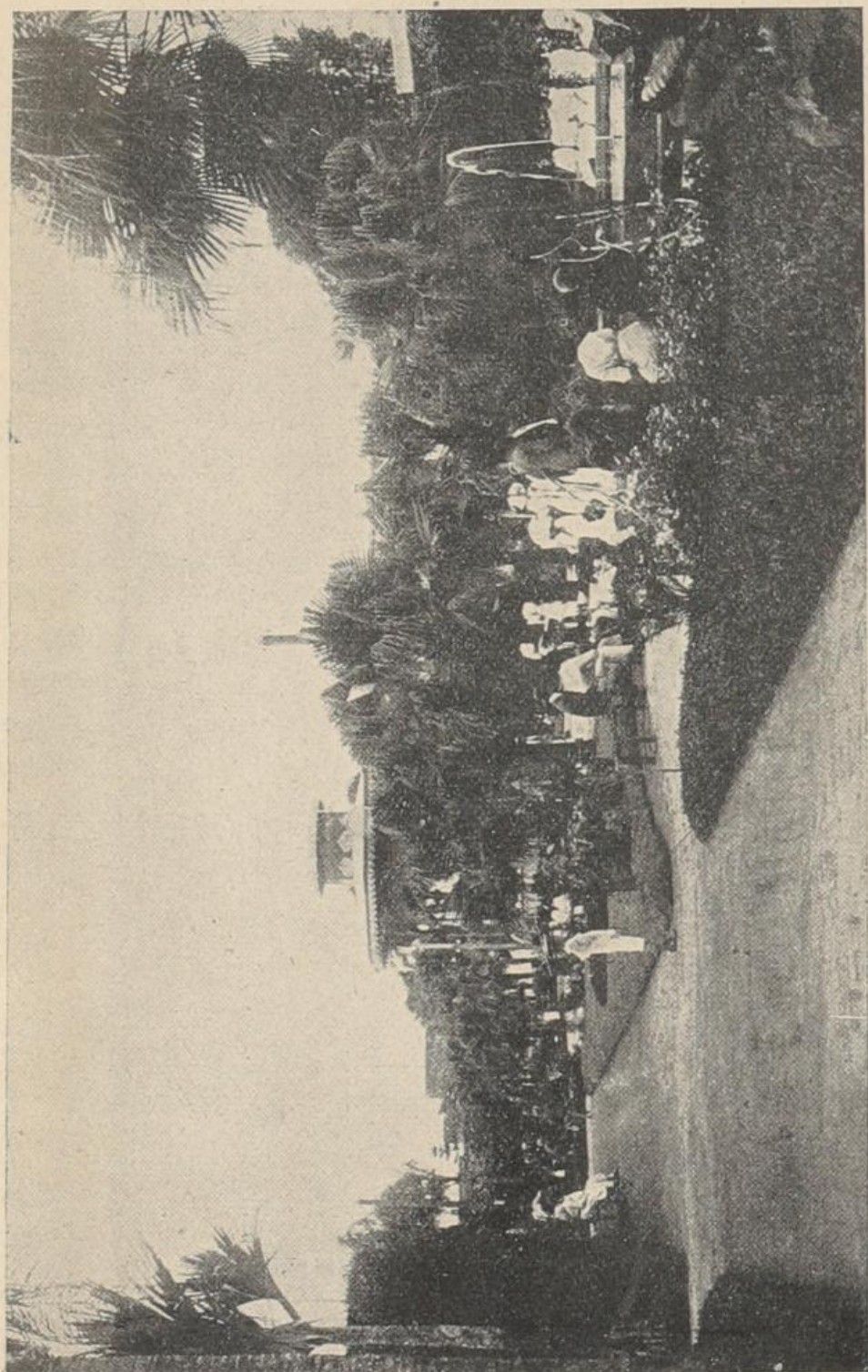
Freundschaft und Hilfe gewinnen. Nur auf diesem Wege erfüllen wir unsere äußere Gegenpflicht am deutschen Volkstum in der Welt.

Können und wollen wir uns in der Zukunft auf die Auslandsdeutschen verlassen, so müssen sie sich auf kulturellem Gebiet auch auf uns verlassen können, bis sie etwa selber selbständig werden. Salomo sagt einmal: „Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit.“ Die Wahrheit dieses Wortes ist schon erwiesen durch das Wohlverhalten der Auslandsdeutschen gegen das Vaterland in guten und bösen Zeiten. Der Segen, der der bisher geringen Hilfsausaat entsprungen ist, ist auch vielen Volksgenossen zugute gekommen, die sich um jene noch nie gekümmert haben. Wie viel größer muß der Zukunftssegens werden, wenn wir als Volk uns zusammensetzen und amtlich wie privat denen Liebe beweisen, die den ersten Anspruch darauf haben. Je mehr diese innere Gegenpflicht von Herzen und ohne geschäftliche Nebenrechnung erfüllt wird, desto mehr bringt sie ganz von selber das gegebene Brot der Hilfe mit Zinseszinsen wieder.

XXIX.

Ewig gelte: „Ein Deutscher bleibt ein Deutscher!“

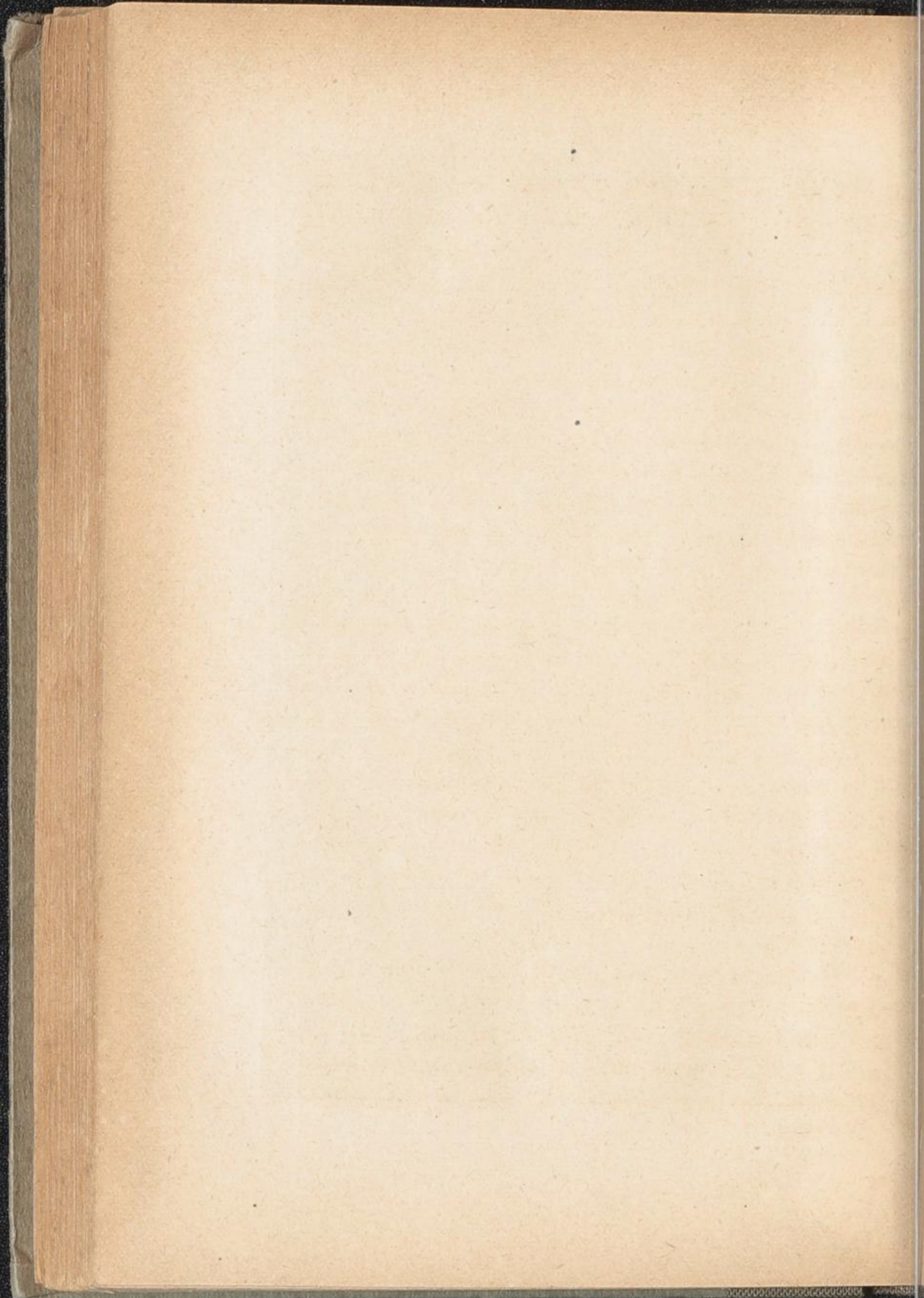
Dies zur Erhaltung viel deutschen Volks so sehr nötige Gesetz ist endlich anfangs 1914 zustande gekommen, hat aber während des Krieges sich noch nicht praktisch bewähren können. Höchstens, daß die



Stadigarten in Joazeiro.



Stadtgarten in Joinville.



Feinde unsere Volksmasse deutscher gemacht oder gehalten haben, als sie ist, indem sie geborene Bürger ihrer eigenen Länder um ihrer Abstammung von Deutschen willen drangsalierten und damit fest betonten: „Ein Deutscher bleibt ein Deutscher!“

Dies Gesetz muß auch von der neuen Regierung unverändert gehandhabt werden. Wer in Zukunft auswandert, darf auf keine andere Weise als nur auf eigenen Antrag oder infolge gemeinen Verbrechens sein Reichsbürgerrecht verlieren. Sonst aber muß er mitsamt allen seinen Nachkommen in jeder Generation „Deutscher“ bleiben! Nur so werden wir für die Zukunft kein Volk mehr verlieren.

Unsere Auswanderer werden aber auch als „Dauerdeutsche“ in den menschenarmen Ländern willkommenener Zuwachs sein. Sind sie aber willkommen, so steht auch einer Pflege dieser Volksgenossen in ihrer völkischen Eigenart gesetzlich nichts im Wege. Nur verbietet sich natürlich im Gastlande auch jedes politische Deutschtum, soweit es die Interessen des Gastlandes verletzen kann. Wer solcher Ordnung sich nicht fügen kann, muß im deutschen Vaterland bleiben! Oder er muß die deutsche Bürgerschaft aufgeben und jenes Landes Bürger werden, in welchem er sich durchaus politisch betätigen will.

Vorausichtlich werden Millionen Deutscher auswandern. Ihnen allen muß das Vaterland amtlich und das Heimvolk auch privat nachgehen und an ihrer Erhaltung mitarbeiten; und weil das dann mit voller Berechtigung geschieht, so werden auch die in

jenen Ländern lebenden, bürgerlich für uns verlorenen Volksgenossen den großen Nutzen völkischer Erhaltung mitgenießen.

Das ist schon ein Lichtblick in die verschlossene Zukunft!

Und der grausame Krieg hat schließlich doch jedem verständigen Deutschen die Augen, für so manches geöffnet, was er früher nicht sah. Man hat es gelernt, an der Hand von Kartenmaterial die Welt zu überschauen. Man hat vom Deutschtum in aller Welt soviel gehört, daß man es nie mehr vergessen kann. So wird man jetzt auch geschickter und williger für jedes Hilfswerk sein. Ich wage zu hoffen, daß alles wieder gut wird. Jeder Deutsche sei zur Beteiligung an dieser Hoffnung aufgerufen.

Sehr wertvoll wird sich auf diesem Gebiet das erweisen, was die Ortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Ausland sich vorgenommen hat, nämlich denjenigen Auswanderern, die in Gefahrenzonen für ihr deutsches Volks- und nach dem neuen Gesetz auch für ihr Deutschtum übersiedeln, sofort helfend und erhaltend beizustehen. Damit geschieht dann auf dem Schulgebiet noch gründlicher als bisher, was auch die Kirche auf ihrem Gebiet ebenso gründlich zu schaffen sucht.

So gut ein Engländer unangefochten, ja selbstredend ein Engländer ist und bleibt, genau so gut muß ein Deutscher in all seiner Nachkommenschaft bleiben können, was er von Geburt her ist ein „Deutscher!“

XXX.

**Unsere Kinder werden wieder den Sonnenschein
guter Zeiten sehen!**

Das ist ein prophetisches Wort. Fast nichts deutet auf seine einstige Verwirklichung hin. Aber meine Augen sind beim Hineinblicken in unseres Volkes Seele so hell geworden, wie mein Herz froh und guter Dinge ist, ja sein muß.

Wohl weiß ich, daß der Riesenschaden nur langsam zu heilen ist, und daß wir Alten uns weder an die neue Lage gewöhnen werden, noch auch mit eigenen Augen in das helle Licht der Frohzukunft unserer Kinder schauen dürfen.

Aber darum ist mein Wort doch nicht unwahr. Auch wird es uns vergönnt sein, in den Abendjahren unseres Lebens wenigstens den Saum der Morgenröte als Angeld für den kommenden Tag zu erblicken. Das muß uns Alten genügen. Bis zu einem gewissen Grad ist hier auch jeder seines Glückes Schmied. Je nach eigenem Blick in die Zukunft dunkelt oder leuchtet es uns von dorthier entgegen. Und darin besteht der große Unterschied zwischen uns und unsern Kindern: Wir sind gewaltsam unter die Last gebeugt, nachdem wir vorher herrlichste Zeiten gesehen haben! Uns ist scheinbar die Sonne untergegangen.

Unsere Kinder aber sind förmlich unter der Last geboren und leben sich so mit ihr zusammen, daß sie sie nicht mehr als Fremdkörper im Volksorganismus, sondern nur als eine, der möglichst baldigen Abstoßung

geweihte Unannehmlichkeit betrachten. Ihnen ist also die Sonne nicht so verdunkelt wie uns.

Wir sind so tief erschüttert, weil unsere Niederlage uns den Glauben an unsere Unbesiegbarkeit zerbrochen und uns damit fast tödlich verletzt hat. Wir können es nicht fassen, wie wir uns wieder aufrichten und behaupten sollen. Es ist uns Alten nicht nur viel, sondern eigentlich alles zerbrochen, womit wir rechnen und bauen konnten.

Aber es fallen nicht nur Dinge, die wir bisher für gut erkannten, sondern auch solche, die schlecht waren und geblieben wären.

Und unsere Kinder würden ja nie ein mannhaftes Volk, wenn sie nicht auch etwas zu schaffen und neuzubauen hätten. Überkultur mag gern vergehen. Aber, was gesund, gut und schön ist, wird ewig lebend neu erstehen.

Jungdeutschland richtet sich auf, wo Altdeutschland versinkt, und sein Weg führt vom Frieden über die Arbeit zum Brot, zur Zufriedenheit, zum Volkswohlsein und dann zu neuem Aufstieg, der Sonne entgegen.

Unsere Kinder werden wieder den Sonnenschein guter Zeiten sehen!

Das steht mir felsenfest! Darum sage ich ebenso freudig:

XXXI.

Das deutsche Volk kann nicht untergehen!

Gerade wir Wissenden und Denkenden sollten am besten aus Vergangenheit und Geschichte, die uns den Werdegang unserer Nation und deren außerordentliche Führungen so klar zeigen, die große Kraft schöpfen, die freudig zu dem nicht nur hoffnungsvollen, sondern auch zuversichtlichen Bekenntnis treibt: „Das deutsche Volk kann nicht untergehen!“

Wohl ist unser Volk auch angesteckt und ange-fressen von den Krankheiten der modernen Welt; aber durchschnittlich ist es noch so ursprünglich und jung, ein Volk voll strotzender Manneskraft, daß die Feinde nie an seine Ohnmacht glauben, auch wenn es wirk-lich einmal ohnmächtig ist.

Spät erst ist es aus tausendjährigem Traumschlaf erwacht, und gleich hat es sich so gerührt, daß die dadurch aus ihrer Bequemlichkeit aufgestörte Welt es noch einmal in den Traumzustand zurückbannen möchte.

Das wird ihr aber nicht gelingen. Wir wachen, und wir bleiben wach! Und unser Nationalbewußt-sein wird uns auch von innen heraus stark machen, alles Fremdkörperliche niederzuhalten und abzustößen, so daß wir nicht nur deutsch heißen, sondern bis auf die Wurzel unseres Wesens wieder deutsch sind.

• Vom Auslandsdeutschtum lernen wir das Halten auf Rasse, Sitte und Zucht. Die schwere Zeit soll uns zur Läuterung dienen; und dem geläuterten

deutschen Volk gilt die Gutsage, daß es nicht untergehen kann.

Daß im deutschen Volk etwas steckt, das imstande ist, alle andern zu überholen, merken wir an dem Argwohn und Haß der Völker. — Eigentlich merken wir's ja nicht; wir können immer wieder der Bewunderung Ausdruck leihen, warum wir so gehaßt sind. Es liegt aber in diesem Nichtmerken ein Zeugnis für unsere tief verankerte Gutmütigkeit, die uns immer wieder michelhaft erscheinen läßt.

Dieser Gemütswert ist aber auch zu jeder Zeit ein Kraftwert des deutschen Volkes, den wir nur bei wenigen andern in solcher Fülle finden. Gar nicht mehr vorhanden ist er bei den gewissenlosen Völkern und bei denen, die dem Untergang verfallen sind. Wo er aber noch in solcher Fülle und Ursprünglichkeit da ist wie bei uns, da ist auch noch auf ein Bestehen und Gedeihen zu rechnen.

Und das ist nicht nur im Sinn von „vegetieren“ zu verstehen, sondern in dem Vollsinn, daß das deutsche Volk als Nation in die Höhe und auf die Höhe kommen wird, um seinen Beruf einer friedlichen Segensmission besser zu erfüllen, als es zur Zeit seiner Unreife dazu befähigt war.

Würden die Argusaugen unserer Feinde diese unsere glanzvolle Zukunft nicht schon längst gesehen haben, hätten sie uns für die Weltbedeutung nicht höher einschätzen können als z. B. ein Portugal, dann hätten sie nicht die ganze Welt und alle Mittel aufgeboten um uns so gründlich wie möglich niederzudrücken.

Portugal an unserer Statt wäre längst zu ewigem Tode erdrückt! Aber uns kann die Welt nicht tot-drücken. Wir werden leben und nicht sterben!

XXXII.

Ratschläge für solche, die auswandern wollen.

Vorausichtlich wandern nach dem Friedensschluß Tausende von Deutschen ins Ausland; es wäre sehr gut, wenn die Auswanderung keine wilde würde, d. h. wenn regelnde und ordnende Kräfte, sei es von Reichs wegen oder von selbstloser privater Seite, leitend dahinter stünden. Je mehr Plan in einer Auswanderung liegt, und je bessere Pflege den Ausgewanderten von Anfang an zu teil wird, desto nutzbarer wird auch das abgewanderte Volk dem Heimvolk wieder werden.

Es wird aber dennoch sehr viele geben, die auf eigene Faust draußen etwas beginnen wollen, um womöglich bald auf eigenen Füßen zu stehen. Ich denke hierbei vor allem an Leute, die kleinere oder größere Kapitalien in der Hand haben. Gerade die stehen in besonderer Gefahr, entweder zu früh oder auf falschen, selbstsüchtigen Rat solcher, die etwas an ihnen verdienen wollen, ihre Gelder in irgend etwas hineinzustecken und bald ganz zu verlieren. Allen diesen habe ich einige wichtige Ratschläge zu geben, während den unvermögenden Auswanderern zum größten Teil das schon Gesagte genügen mag, daß sie nämlich jahrelang auf jede Bequemlichkeit verzichten

müssen. Es muß das durch eigenen inneren Willen bestimmt sein, weil ja heute viele Möglichkeiten zu Bequemlichkeit bestehen, deren Inanspruchnahme aber das Vorwärtskommen leicht so stark zurückhält, daß man nie wirklich selbständig wird und zuletzt die Freude verliert.

Früher haben die Verhältnisse einfach zur Entbehrungswilligkeit gezwungen; dabei kam auch mancher Schwache vorwärts. Heute gehört viel Charakterstärke dazu, sich so einzurichten, daß die zu erwartenden Ernten nicht vorweg in Pfand gegeben werden müssen. —

Schon vor dem Krieg war es empfehlenswert, einige tausend Mark zur Verfügung zu haben, mit deren Hilfe man schneller eigener Herr wurde. Aber solange die Reichsmark einen großen Tiefstand hat, müßte man ja dazu jetzt das Doppelte bis Dreifache aufwenden können. Weil man nun ohne genügend Geld jetzt meistens auch im Ausland nur als Arbeiter sich durchschlagen muß, so möchte ich sehr empfehlen, daß tüchtige Arbeiter lieber im Vaterlande bleiben und sich redlich nähren.

Und denen, die über Geld verfügen, möchte ich ähnlich raten, wenn ich nicht wüßte, daß sich leider viele berufslos Gewordene unter ihnen befinden, die eben irgend ein anständiges Fortkommen suchen müssen. Bei diesen besteht meistens die Neigung Farmer zu werden. Das sieht nach etwas aus; es kann auch erreicht werden; aber weit wichtiger als Geld sind Intelligenz, Kraft und Lust zu jeder schweren

Arbeit und etwa zweijährige praktische Betätigung in abhängiger Lehrstelle. Wer nur das allernötigste Geld mitnimmt, alles übrige aber in Deutschland zinstragend liegen läßt und draußen bei einem Bauern mit guter Wirtschaft Stellung, sagen wir mal als Lehrling, annimmt, der erhält zwar nur seine freie Station und im günstigsten Fall auch etwas Taschengeld; aber er lernt dabei die landesüblichen Kulturen und deren Behandlung ebenso kennen, wie ihm die nötigste Kenntnis der Boden- und Landesverhältnisse zufließt. Diese zwei scheinbar verloren gegebenen Jahre bedeuten großen Kapitalwert; denn nun kauft der Mann sich irgendwo mit offenen Augen an; er kann in keiner Weise übervorteilt werden; sein Geld hat inzwischen außer dem Zins- auch Kursgewinn gehabt. Jetzt ist er auch viel vorsichtiger mit dem Festlegen des Geldes in irgendwelchen Betrieben, als er dies ohne Vorkenntnisse gewesen wäre. — Der scheinbar an Zeit und Geld verlustreiche Frondienst lohnt sich für alle Zukunft.

Aber leider halten es die meisten Begüterten nicht so. Sie wollen gleich Herren sein. Das Dienen gefällt ihnen durchaus nicht. Sie kommen und kaufen, was ihnen empfohlen wird, sehr oft viel mehr Land, als sie jemals bewirtschaften können. Aber es genügt ihnen, daß jemand sagt, die Preise stiegen, und es sei später viel daran zu verdienen. Dabei ahnen sie nicht, daß das beste Land von den Verkäufern möglichst lange zurückbehalten wird und sie geringeres übernehmen. Ihr Geld aber steckt als durchaus totes

Kapital in dem nicht nutzbar zu machenden Waldgrundstück. Gewöhnlich geht es dann so: man läßt alle ersten Arbeiten wie Waldschlag und Hausbau von fremden Leuten gegen Zahlung der üblichen hohen Löhne verrichten. Das Haus soll auch gleich ein wenig besser werden als die andern. Und immer ist noch etwas zu tun, was andere Leute besorgen können. So geht es fort, bis zu viel oder gar alles Geld hineingesteckt ist; und das ist durchschnittlich der Fall, bevor irgend eine ausgiebige Ernte gemacht werden kann. Wird aber das Geld knapp, dann kommen in Überstürzung allerlei Einschränkungen, die auch zu Arbeiterentlassungen führen. Bald hat in dem zu groß angelegten Betrieb das Unkraut die Oberhand, und dann ist alles verloren! Auch Arbeitsmut und -lust haben einen Stoß bekommen. Ein Verkauf des Grundstücks bringt nie mehr, was es einst gekostet hat.

So ist schon mancher Mann, der einige Jahre zuvor vermögend war, arm geworden! Aus solchem Unglück erheben sich jedoch nur sehr wenige, besonders charakterstarke Männer, indem sie fleißig von vorn anfangen und nur noch unternehmen, was sie aus eigener Kraft zu leisten vermögen. Dann geht es langsam aufwärts, immer vorausgesetzt, daß die Familie wächst und mitarbeitet.

Wieviel besser wäre ein solcher Mann gestellt, wenn er sich einige erste Jahre willentlich als arm betrachtet und, Kapitalien schonend, in einer Lehrstellung sich alle notwendigen Kenntnisse angeeignet hätte!

Manchmal bietet sich auch Gelegenheit, eine vollständig ausgebaute, allseitig im besten Gange befindliche gute Kolonie zu kaufen. Natürlich müssen alle erarbeiteten Werte mitbezahlt werden. So eine 200 Morgen umfassende Kolonie wurde in früheren Zeiten mit 6000 bis 10000 Milréis bezahlt, wofür ebenso viele Reichsmark aufzubringen waren. Aber heute müßte ein Käufer in deutschem Geld ja etwa das Dreifache aufbringen! Deswegen schon muß ich rufen: „Abwarten!“

Aber auch in den normalen Verhältnissen würde der Käufer noch keine Vorteile finden bei einem solchen Kauf, weil die gut entwickelte Wirtschaft so lange rückwärts ginge, bis der neue Besitzer sich durch Umlernen und Anpassen eingearbeitet hat. Und das dauert immer ein paar Jahre, die man besser ohne das Angebinde einer eigenen Besizung verbringt.

Außerst vorsichtig muß unbedingt der sein, der Werte verlieren kann. Arme Leute können das Auswandern leichter wagen, wenn sie tüchtige Arbeiter sind. Aber auch sie sollen bedenken, daß ein gutes Zukunftslos nur eine Möglichkeit, niemals eine verbürgte Gewißheit ist. Sie werden mehr Tage der Not als gute Tage erleben; doch ihre Kinder werden eine gute Zukunft haben. Weil jedoch unser deutsches Vaterland allen seinen tüchtigen Bürgern Ähnliches bieten wird, so kann ich auch den Vermögenslosen mit gutem Gewissen nur zum Daheimbleiben raten.

Auswandern sollte nur, wer hier durchaus nicht mehr bestehen und fortkommen kann! Er komme

dann aber mit keinerlei Phantasien ins Ausland, sondern schaue dem grauen Alltag nüchtern ins Angesicht und gehe ihm mit unverwüßlichem deutschen Mut zu Leibe! So wird er oben bleiben und in die Sonne schauen.

Wie man sieht, bin ich kein Auswandereragent; ich suche keine persönlichen Vorteile; mir liegt nur das Wohl meines Volkes in allen seinen Gliedern am Herzen; darum entwickle ich diese so oft erlebten Dinge zur Warnung und Lehre.

Älteren Leuten ist die Auswanderung kaum noch zu empfehlen, wenn sie nicht große, zuverlässige Familie haben. Arbeitstüchtige und gut anpassungsfähige junge Familien haben die beste Aussicht auf ein Vorwärtskommen; den Vortritt hat immer der geschickte Landarbeiter. Jedenfalls sollte draußen jeder nur von unten herauf anfangen und immer nur soviel unternehmen, als er mit eigenen Kräften bewältigen kann. Und je volkreicher seine Familie ist oder wird, desto mehr hat er zu danken für diesen Segen. Darf er gar ein hohes Alter erreichen, was bei uns gar keine Seltenheit ist, dann wird er auch auf eine weitverzweigte Familie, die durchschnittlich zur besitzenden Klasse zählt, fröhlich und zufrieden herabsehen.

Ledige Leute aber können auf einem Urwaldgrundstück nie zu etwas kommen. Ihr Los heißt: *Berarmung*. — Man lese die Abschnitte IV, V und VI nach. Mögen diese Ratschläge dazu dienen, vielem und großem Leid das Tor zu verschließen zum Segen unseres Volkes!

Schlußwort.

Wir Deutschen im Auslande sehen mit andern Augen als die Heimatdeutschen. Auch in den schlimmsten Widerwärtigkeiten durften wir erleben, wie der Deutsche sich dank seiner Seelenkraft aus der Tiefe in die Höhe arbeitet und immer den Sieg auf seiner Seite hat als süße Frucht seiner Beharrlichkeit.

Solch' Geschautes und Erlebtes, im Verlauf der letzten sechzig Jahre Geschehenes, bietet dies Buch in Plauderform. Doch nicht zeitvertreibend plaudern will es, sondern belehren, die Augen weiten, die Ohren öffnen, das Gemüt nähren, das Herz höher schlagen lassen und den Geist und Verstand schärfen!

Die geschilderte deutsche Kulturarbeit in Brasilien sei ein Vorbild der im kommenden Frieden einsetzenden Kulturarbeit Deutschlands in der Welt, die ungestört sich entwickeln möge zum Segen unseres Volkes und der Völkerwelt. Das walte Gott!

Bisher gelangten zur Ausgabe folgende Bände der
**Sammlung belehrender
 Unterhaltungsschriften**

begründet und herausgegeben von Hans Bollmer

- Bd. 1 Samoa, die Perle der Südsee von Otto E. Ehlers. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 2 Im Osten Asiens von Otto E. Ehlers. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 3/4 Der deutsch-französ. Krieg 1870/71 von H. Bollmer. 2 Bände. Mit 18 Abbildungen und 10 Karten. Je M. 3.25.
 " 5/6 Die Befreiungskriege 1813—15 von W. Capelle. 2 Bände. Mit 14 Abbild. und 10 Karten. Je M. 3.25.
 " 7/8 Im Sattel durch Indo-China von Otto E. Ehlers. 2 Bände. Mit 18 Abbildungen und 1 Karte. Je M. 3.25.
 " 9 Der Deutsche Ritterorden von W. Holzgraebe. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. M. 3.25
 " 10 Südwestafrika von Karl Dove. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 11 Aus Deutschlands Urzeit von G. Biedenapp. Mit 3 Tafeln und 1 Titelbild. M. 3.25.
 " 12 Streifzüge durchs Thüringer Land von Aug. Trinius. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. M. 3.25.
 " 13 Friedr. Ludw. Jahn von Wolfg. Meyer. Mit 1 Titelbild. M. 3.25.
 " 14/15 Die Kriege Friedrichs des Großen von Herm. Meyer. 2 Bände. Mit 5 Karten. Je M. 3.25.
 " 16 Japan und die Japaner von Graf H. von Koenigsmarck. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 17 Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben von Reinh. v. Werner. Mit 1 Titelbild. M. 3.25.
 " 18 Nach Martinique von Gg. Wegener. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 19 Marokko von Siegf. Genthe. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 20 Siebenbürgen von Luz Korodi. Mit 14 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 " 21 Die Entstehung der Erde von M. Wilh. Meyer. Mit 2 Abbildungen. M. 3.25.
 " 22 Weltkatastrophen von M. Wilh. Meyer M. 3.25.
 " 23 Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland von R. Fuchs. Mit 16 Abbildungen. M. 3.25.
 " 24 Der Kampf um Südwestafrika von Fr. Hentel. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.

- Bd. 25/26 Griechische Sagen von Joh. Dieze. 2 Bände. Mit 5 Abbildungen. Je M. 3.25.
- " 27 Streifzüge durch Pampa und Cordillere Argentiniens von W. Vallentin. Mit 12 Abb. u. 1 Karte. M. 3.25.
- " 29 Kaiserbuch (Wilhelm I.) von Bernh. Rogge, bearbeitet von Sch. Reuß. Mit 1 Titelbild. M. 3.25.
- " 30 Bilder aus Deutsch-Ostafrika von W. Scheel. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
- " 31 Was da krencht und flucht. Ein Tierbuch von Hermann Löns. Mit 9 Abbildungen. M. 3.90.
- " 32/33 An indischen Fürstenhöfen von Otto E. Ehlers. 2 Bände. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. Je M. 3.25.
- " 34 An Ilm und Saale von H. Gerstenberg. Mit 13 Abbildungen. M. 3.25.
- " 35 Turnen, Spiel und Sport für deutsche Knaben von E. Neuendorff. Mit 11 Abbildungen. M. 3.25.
- " 36 Auf fernen Meeren von Reinh. v. Berner. M. 3.25.
- " 37/38 Römer und Germanen von E. Sadée. 2 Bände. Mit 76 Abbildungen und 20 Karten. Je M. 3.25.
- " 39/40 Entwicklung unserer Verkehrsmittel v. G. Biedenkapp. 2 Bände. Je M. 3.25.
- " 41 Auf Schneeschuhen und zu Fuß durchs Sauerland von H. Schomburg. Mit 12 Abb. u. 1 Karte. M. 3.25.
- " 42/43 Deutsche und nordische Sagen von Johannes Dieze. 2 Bände. Mit 6 Abbildungen. Je M. 3.25.
- " 44 Um Bagdad und Babylon von Paul Rohrbach. Mit 6 Abbildungen und Karten. M. 3.25.
- " 45 Vom Ursprung des Lebens von E. Teichmann. Mit 18 Abbildungen. M. 3.25.
- " 46 Im Schülerboot nach dem Spreewalde von B. Kuhje. Mit 35 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
- " 47 Jungdeutschland, Wehrerziehung der deutschen Jugend von H. Leo. Mit 8 Abbildungen. M. 3.25.
- " 48 Wanderungen durch den rhein.-westfäl. Industriebezirk von B. Luther. Mit 13 Abb. und 1 Karte. M. 3.25.
- " 49 Unsere Nibelungenfahrt von Konrad Wislicenus. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
- " 50 Heinrich Schliemann, der Schatzgräber von D. Seiffert. Mit 27 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
- " 51 Harzfahrten von H. Schomburg. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
- " 52 Turnen, Spiel und Sport für deutsche Mädchen von E. Neuendorff. Mit 13 Abbildungen. M. 3.25.
- " 53 Auf Tells Spuren von Br. Harckendorf. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte.

- Bd. 54 Der deutsch-dänische Krieg 1864 von R. Wagner. Mit 8 Abbildungen und 2 Karten. M. 3.25.
 „ 55 Vom Meer zum Fels von G. Berghan. Mit 11 Abb. M. 3.25.
 „ 56 Im Reiche Rübezahls von W. Stoewer. Mit 25 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.25.
 „ 57 Durch Urwald und Grasland in Kamerun (erscheint demnächst).
 „ 58 Der deutsche und der österr.-italienische Krieg 1866 von Frank Schulze. Mit 15 Abb. u. 4 Karten. M. 3.25.
 „ 59 Von der Urzeit bis zur Gegenwart von Rich. Rein. Mit 16 Abbildungen. M. 3.25.
 „ 60 Unser Hindenburg von R. Wagner. Mit 1 Titelf. M. 3.25.

Alle Bände sind geschmackvoll gebunden

In unserem Verlage erschien ferner:

Wilhelm Ballentin

Das Deutschtum in Südamerika

112 Seiten

Preis geschmackvoll gebunden Mf. 2.70

Ballentin, dessen Beobachtungsgabe und Urteil durch lange Forschungsreisen in drei Weltteilen geschärft sind, gibt hier eine kurze, packende Darstellung des Werdens und Wachsens des Deutschtums in jenen fernen Ländern, die, und darauf weist er ganz besonders nachdrücklich hin, auch für unsern Handel und unsere Industrie von großer Bedeutung sind und auf die er dann mit Recht zur Betätigung unsere Landsleute aufmerksam macht. Wer sich kurz und zuverlässig über das Deutschtum in Südamerika und seine Aussichten unterrichten will, greife zu dem hübschen Buche.

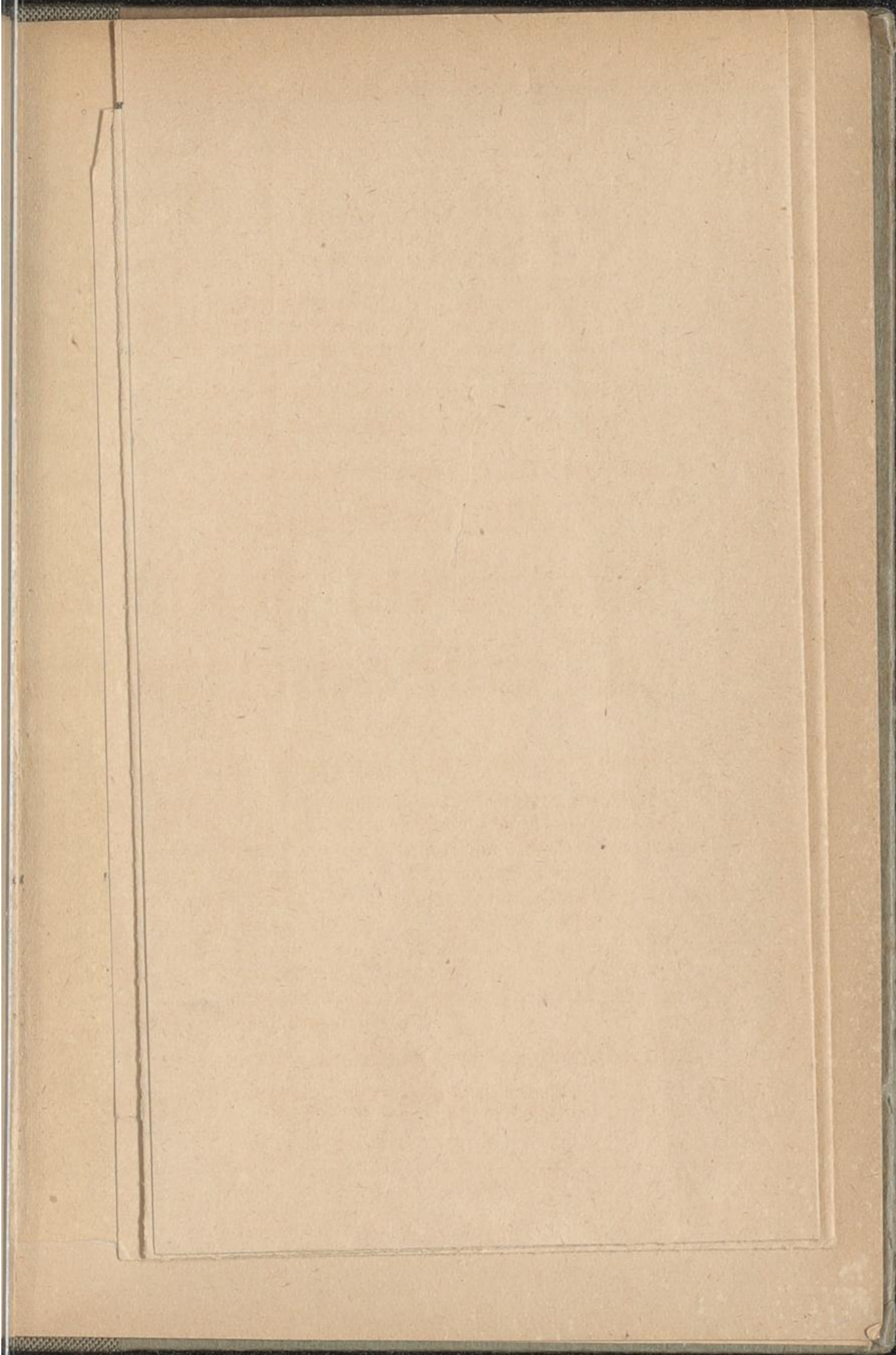
(Hamburger Nachrichten.)

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Hermann Paetel Verlag

G. m. b. H.

Druck von Grefner & Schramm, Leipzig.



15

15

Südamerika-Literatur

Chubut,

Im Sattel durch Cordillere und
Pampa Mittelpatagoniens
(Argentinien)

von

Wilhelm Ballentin

Mit 47 Abbildungen. 228 S. Preis geheftet M. 6.50

Argentinien

und seine wirtschaftliche Bedeutung
für Deutschland

von

Wilhelm Ballentin

47 Seiten. Preis geheftet 55 Pfennig.

Hermann Paetel Verlag, G. m. b. H.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Südamerika-Literatur

Das
moderne Brasilien
in seiner neuesten wirtschaftlichen
Entwicklung

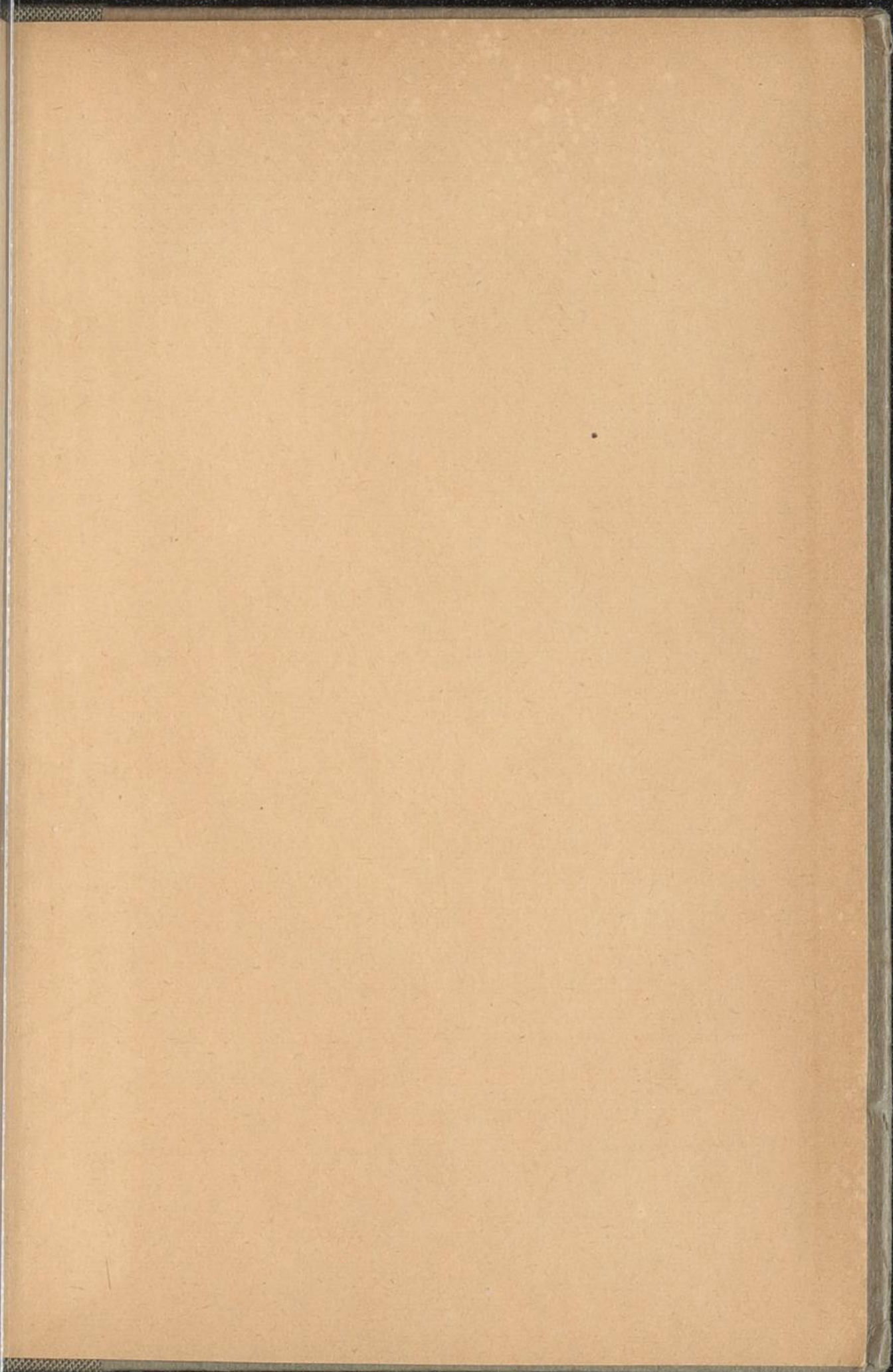
von

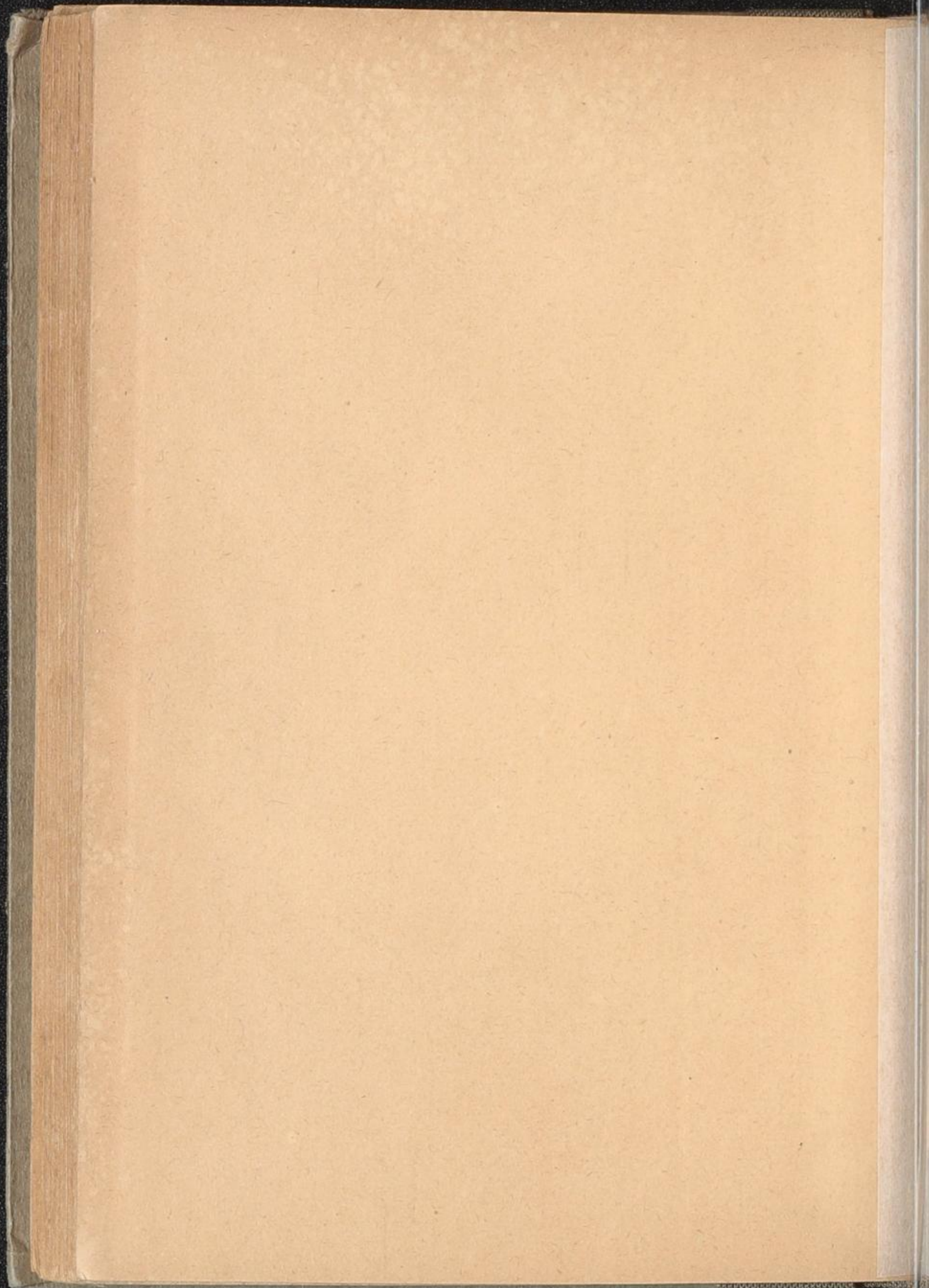
Eduard Dettmann

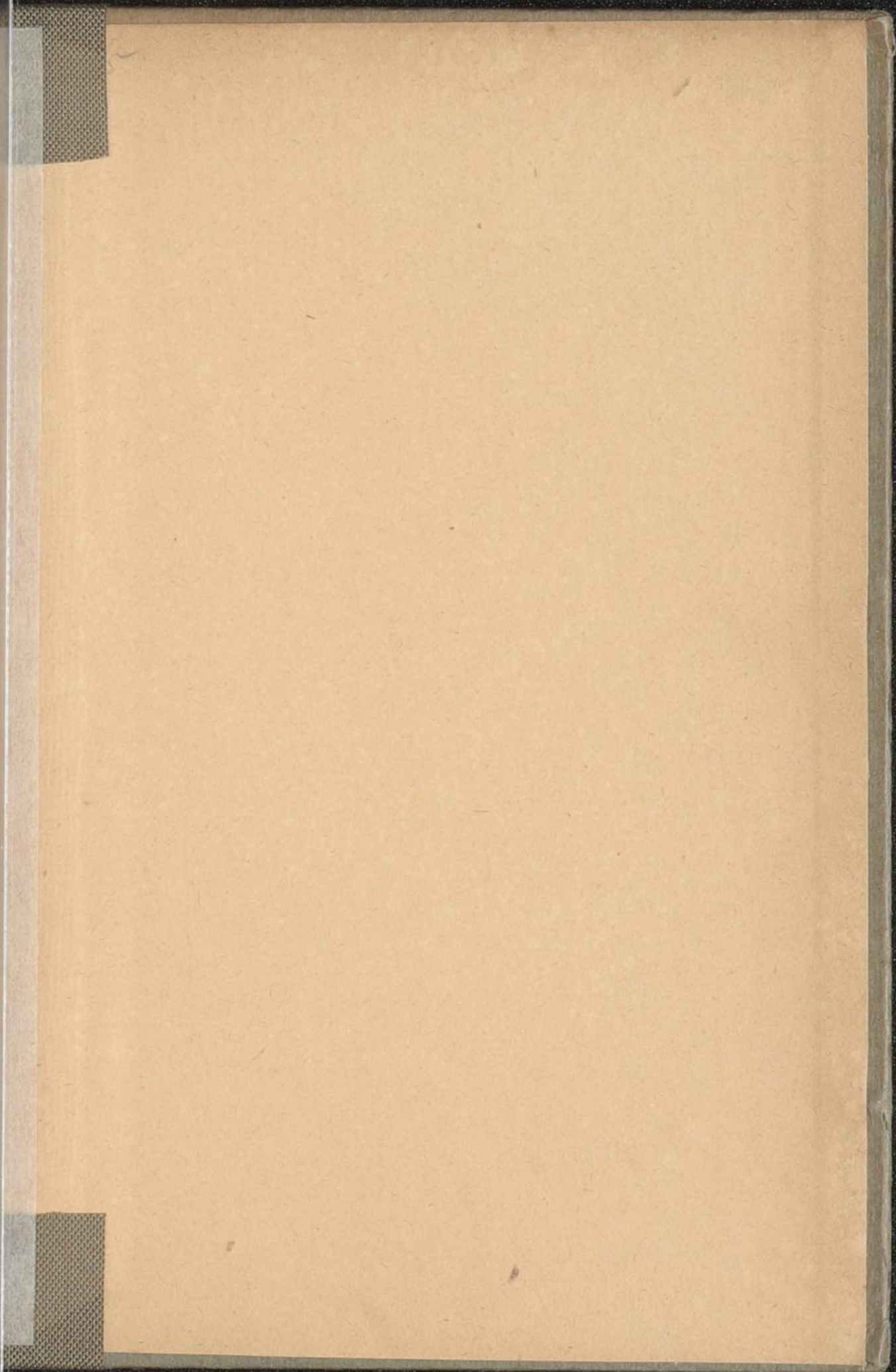
Gr. 8°. Mit 60 Abbildungen und einer Übersichtskarte
von Brasilien. 487 Seiten. Preis gebestet M. 15.—

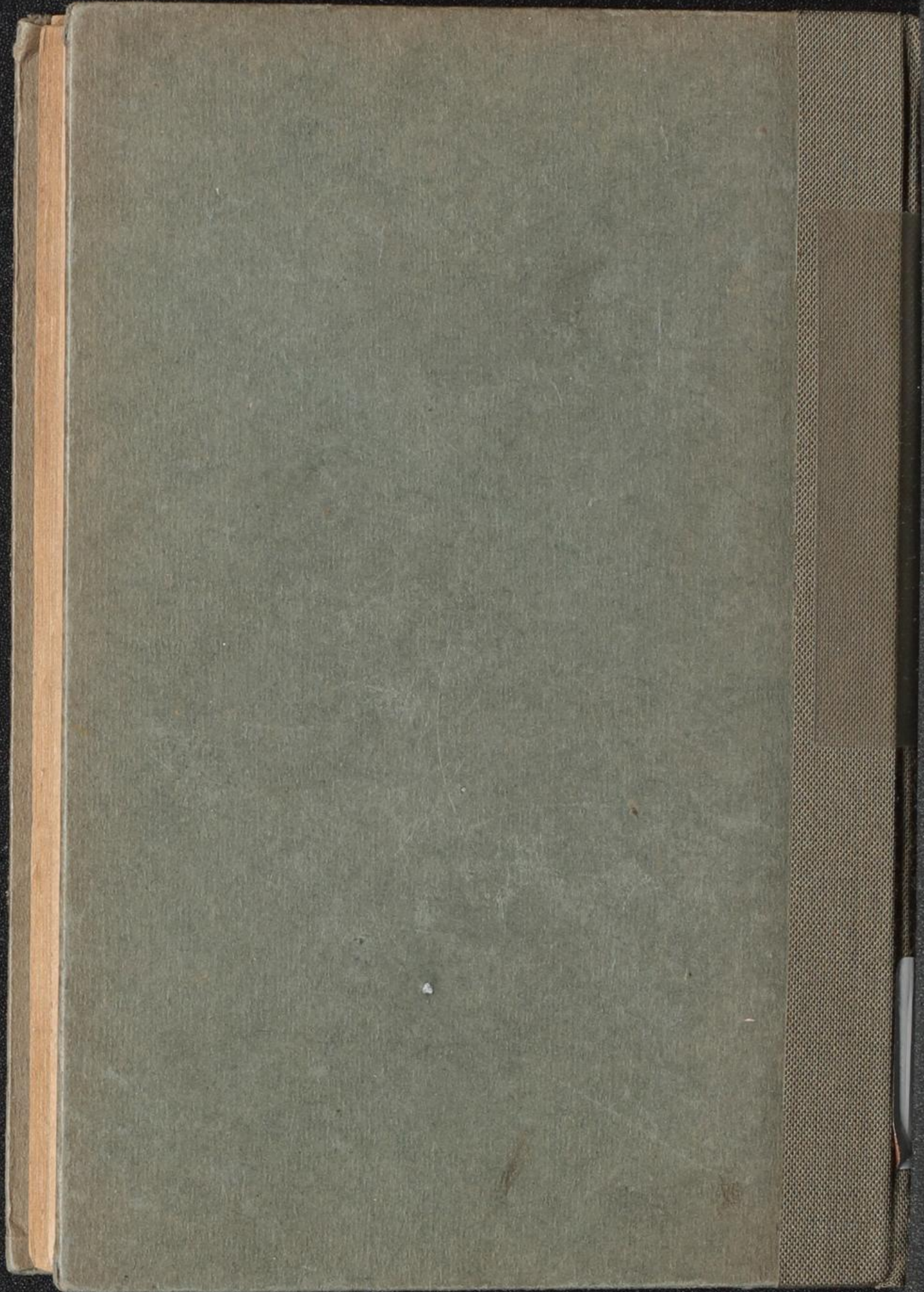
Ein mit großer Sachkenntnis und außererordent-
lichem Fleiß geschriebenes Werk, das Brasilien als Ob-
jekt der Eroberung durch die moderne Kultur schildert.
Sowohl als Produktions- und Konsumtionsgebiet wie
auch als Ausfuhr- und Einfuhrland wird diese zweit-
größte der amerikanischen Republiken in ausführlichster
Weise behandelt.

Hermann Paetel Verlag, G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36









Bühler: Dona Francisca

V.
2.c.
4927